

Werk

Titel: Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit; Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit

Verlag: Breitkopf

Kollektion: Rezensionsschriften

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN556861817_0004

PURL: http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556861817_0004

LOG Id: LOG_0083

LOG Titel: Vrachmonath. Num. VI.

LOG Typ: periodical_issue

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN556861817

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556861817>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=556861817>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

N. I.



ΑΠΟΛΛΩΝΙΟ
ΝΕΣΙΟΡΟΣ
ΕΤΟΙΕΙ

N. II.



N. III.



N. IV.



N. V.



N.

VI.



N. VII.

Das Neueste

aus der

anmuthigen

Gelehrsamkeit.

ROUSSEAU.

L'Amour du Vray me fit lui seul Auteur;
Et la Vertu fut mon premier Docteur.

Brachmonath 1754.



Leipzig,

Bei Bernhard Christoph Breitkopf.

Num. VI. 1754.

Inhalt.

- I. Hogarths Vergliederung der Schönheit.
- II. Allgemeine Geschichte der Handlung und Schifffahrt II. Theil.
- III. Schœpflini Vindiciæ Celticæ.
- IV. Des Frhn. Länzl von Träsbergs Canzelreden Ablegung des Ordens-Gelübdes der Fräulein von Stain.
- V. Fortsetzung des Amilecs, oder von den Samenförnern der Menschen.
- VI. Anthologiæ Græcæ a Constantino Cephalo conditæ L. III. &c.
- VII. Nachricht von der in Wien vollendeten kaiserl. Weltmaschine.
- VIII. Auszug aus Hrn. Batteux Tractat von den schönen Künsten.
- IX. Homers Ilias in deutschen Versen. IV. u. V. B.
- X. Hrn. Prof. Rappens freudiges Andenken des Religionsfriedens Jubelfests.
- XI. Bœhmii Commentatio de Hadvige Suevorum Duce, Vicaria Imperii.
- XII. Unparteyische Anmerkungen über Reinharbs Tractat von der Unendlichkeit der Welt.
- XIII. Nachricht von einer neuen Ausgabe der Puffendorfschen allgemeinen Weltgeschichte.



I.

Zergliederung der Schönheit, die
schwankenden Begriffe des Geschmacks fest-
zusetzen, geschrieben von Wilhelm Hogarth, aus dem
Englischen übersetzt von C. Mylius. London, bey
Andr. Uinde, und in Hannover. bey J. W. Schmidt
1754. in med. 4.



s ist die Zeit gekommen, da man
auch von den schönen Künsten zu
philosophiren, d. i. ihre ersten
Begriffe zu untersuchen anfängt.
Die Musik ist längst ein Gegen-
stand tiefsinniger Köpfe gewesen; indem schon Py-
thagoras, Plutarch, Boethius, la Motte le
Vayer Kircher, u. a. m. sich damit eingelassen. Die
Malerkunst hat zwar unter den alten Gelehrten auch
ihre Liebhaber gefunden: aber bald haben die Maler
keine Gelehrsamkeit, bald die Gelehrten keinen Ge-
schmack an der Malerkunst gehabt. In neuern
Zeiten hat Deutschland etliche große Künstler her-
vorgebracht, die sich um beydes zugleich bekümmert
haben. Albrecht Dürer, Paul Rubens, Lais-
reß und Sandrart, sind solche Männer gewesen,
die in der Theorie und Ausübung gleich stark gewe-
sen,

sen, oder doch von beydem große Einsicht gehabt; wie theils ihre Schriften, theils ihre Meisterstücke zeigen.

Eins aber ist in der Zeichen- und Malerkunst noch immer ein Räthsel geblieben: worauf denn eigentlich das sogenannte Reizende ankäme, welches man in den Werken gewisser Künstler findet; bey andern aber vermisset? Dieses zu erfinden und nachzuahmen, ist bisher bloß einem glücklichen Naturelle und muntern Wize überlassen gewesen; ohne daß diejenigen, die von der Malerkunst geschrieben, es erklären, oder einige Regeln davon haben geben können. Sie haben sich, wenn es zum Klappen gekommen, mit einem: Ich weis nicht was? beholfen; und ihren Schüler wieder dahin gepflanzt, wo sie ihn zuerst gefunden hatten. Diesem Mangel nun abzuhelfen, ist gegenwärtiger Tractat bestimmt.

Herr Christlob Mylius, ein geborner Lausitzer, der sonst hier in Leipzig studiret hatte, und vor einem Jahre eine Reise nach America zu unternehmen von hier nach London gieng, ist mit dem Herrn Hogarth daselbst bekannt geworden, der eben sein Werk von dieser erfundenen Theorie des Schönen und Reizenden ans Licht gestellet hatte. Weil er sich einiger Hinderungen wegen, etwas daselbst aufhalten mußte, faßte er den Entschluß, dieß Werk seinen Landsleuten zu gut zu verdeutschen. Er that es, mit Hülfe des Verfassers: der zwar selbst kein Deutsch verstund, aber doch seinem Dolmetscher seine Gedanken so fleißig erklärte, bis er ihn recht ver-

verstand, und seine Meynung richtig ausdrücken konnte. Es ward seine Uebersetzung in London gedruckt, und der Prinzessin von Wallis königl. Hoheit zugeeignet. So viel Ehre kann ein guter deutscher Patriot, auch außer seinem Vaterlande, Deutschland machen, ohne fremde Sprachen und Sitten anzunehmen! Kurz darauf starb Herr Mylius in London.

In der Vorrede handelt er von dem Geschmacke, den einige Unwissende für etwas willkührliches halten. Er zeigt aber durch das Beyspiel der Maler- und Bildhauerkunst, daß nichts weniger willkührlich sey, als das Schöne in denselben. Herr Hogarth habe die Regeln davon entdeckt; und ob er sich gleich begnüget, dieselben nur bey körperlichen Gestalten erfunden zu haben: so glaubet Herr Mylius doch, das Allgemeine derselben, nämlich die Einfachheit und Mannigfaltigkeit, auch auf die Schönheiten der Werke des Geistes und der Töne ziehen zu können. Unsers Erachtens war es nicht nöthig, dasselbe erst aus Herrn Hogarths Erfindungen abzusehnen. Unser großer Weltweiser, Hr. v. Wolf, hatte solches schon in seiner Metaphysik gelehret; wenn er die Vollkommenheit durch die Uebereinstimmung des Mannigfaltigen erkläret. Hierinn liegt der ganze fruchtbare Begriff des Schönen und Reizenden: wenn man nur Augen hat, ihn zu sehen. So suchen wir Deutschen oft dasjenige in den Ausländern, was wir weit näher bey uns zu Hause finden könnten. Aber wer bildet sich ein, in einer, dem Scheine nach, so trockenen Grundlehre, als die wolfsche ist, die Gründe der schönen Wissenschaften finden zu können?

Uns ist es genug, daß Herr Hogarth in London dasjenige durch einen andern Weg bestätigt, was wir in Deutschland, als Philosophen, lange gewußt haben. Es ist uns aber auch lieb, daß Herr Mylius, als ein Mann, der mit der besten Fähigkeit dieser Erfindung reiflich nachgedacht, in dieser Vorrede bezeuget: „Er fürchte, daß, wenn die Bestimmung der Schönheit, und folglich des guten Geschmacks, auf diese allgemeinen Gründe der schönen Wissenschaften und freyen Künste gebauet werden sollte, die ätherisch-schönen und finsterverhabenen Gedichte, und die mehr für die Augen, als die Ohren gesetzten Musikstücke, alles guten Geschmacks beraubet, und mit den verfißten Zierrathen der gothischen Baukunst, die unser Verfasser an der Westminsterabtey tadelt, verglichen werden dürften.“

Den Schluß der Vorrede macht ein Verzeichniß von Kupferstichen, die der Herr Verfasser des Buches herausgegeben: wie er auch dieß Werk mit zweoen großen Kupferplatten von eigener Arbeit bereichert hat. Diese Kupfer nun haben ein sehr wunderliches Ansehen, und stellen eine Menge sehr verwirrt untereinander geworfener Gegenstände vor. Man glaubet ein Chaos zu sehen, wenn man alle die verschiedenen Figuren ohne Regel und Ordnung gepaaret sieht. Und freylich hätte der Verfasser besser gethan, wenn er jede Figur, die er zu Erläuterung seiner Gedanken nöthig gehabt, auf ein besondres kleines Blatt entworfen hätte; als daß er Dinge, die gar nicht zusammen gehören, bunt in einander menget.

ler, auch etwas in den Wissenschaften gethan hätten, und philosophiren könnten: so würden wir längst etwas bessers davon gelernet haben. Indessen kann man doch nicht sagen, daß noch niemand die wahren Grundsätze des Verfassers errathen hätte. Der ungenannte Verfasser von der *Physique de la Beauté* den wir in dem VIII. B. des Büchers, der schön. Wiss. und fr. Künste p. 168. bekannt gemacht haben, und der, wo uns recht ist, auch deutsch herausgekommen, hat gewiß eine gute Einsicht gewiesen, die mit des Herrn Hogarths Begriffen sehr einstimmig ist.

Fraget man, warum denn die größten Maler der zwey letzten Jahrhunderte nicht gesaget, worinn eigentlich das Reizende ihrer Stücke bestünde? Sie studirten die alten Schnitzbilder, und das war es alles. Auch Leonhard Vinci, giebt in seiner Abh. vom Malen nicht die geringste Regel davon; aber gleich ein Zeitgenosß des Michel Angelo war; der doch aus bloßer Betrachtung eines alten steinernen krummen Kumpfes, (Siehe das Titeltupfer N. 1.) die Regeln aller Schönheit gelernet haben soll. Er soll dem Maler Marcus von Siena die Regel gegeben haben: Mache alle deine Figuren Pyramiden- und Schlangen- förmig; und durch eins zwey und drey mannigfaltig. In dieser Regel besteht das ganze Geheimniß der Kunst: allein es gehöret ein Oedipus dazu, sie zu verstehen, und zu brauchen.

Man hat dazu gesetzt: der größte Reiz einer Figur bestehe darinn, daß sie eine Bewegung ausdrücke; z. E. die Gestalt einer Feuerflamme, welcher ein

ler, auch etwas in den Wissenschaften gerhan hätten, und philosophiren könnten: so würden wir längst etwas bessers davon gelernet haben. Indessen kann man doch nicht sagen, daß noch niemand die wahren Grundsätze des Verfassers errathen hätte. Der ungenannte Verfasser von der Physique de la Beauté den wir in dem VIII. B. des Büchers. der schön. Wiss. und fr. Künste p. 168. bekannt gemacht haben, und der, wo uns recht ist, auch deutsch herausgekommen, hat gewiß eine gute Einsicht gewiesen, die mit des Herrn Hogarths Begriffen sehr einstimmig ist.

Fraget man, warum denn die größten Maler der zwey letzten Jahrhunderte nicht gesaget, worinn eigentlich das Reizende ihrer Stücke bestünde? Sie studirten die alten Schnitzbilder, und das war es alles. Auch Leonhard Vinci, giebt in seiner Abh. vom Malen nicht die geringste Regel davon; ob er gleich ein Zeitgenosß des Michel Angelo war; der doch aus bloßer Betrachtung eines alten steinernen krummen Kumpfes, (Siehe das Titelskupfer N. 1.) die Regeln aller Schönheit gelernet haben soll. Er soll dem Maler Marcus von Siena die Regel gegeben haben: Mache alle deine Figuren Pyramiden- und Schlangen- förmig; und durch eins zwey und drey mannigfaltig. In dieser Regel besteht das ganze Geheimniß der Kunst: allein es gehöret ein Oedipus dazu, sie zu verstehen, und zu brauchen.

Man hat dazu gesezet: der größte Reiz einer Figur bestehe darinn, daß sie eine Bewegung ausdrücke; z. E. die Gestalt einer Feuerflamme, welcher ein

ein Kegel, und eine Pyramide sehr gleich kommen. Du Fresnoy saget in seiner Kunst zu malen: fließende und wellenförmige Außenlinien geben einer ganzen Figur einen Reiz; und dieses zeige der Antinous, in dem alten Schnitzbilde (N. 2.). Eine schöne Figur müsse also eine schlangenförmige und geklammte Form haben: denn solche Linien hätten von Natur etwas lebhaftes und eine scheinbare Bewegung in sich. Aber so schön das gesaget ist, so wenig hat ers recht eingesehen, und sich kurz darauf widersprochen; wenn er saget: Ein Maler müsse die Gabe des Reizenden, als ein Geschenk des Himmels von der Natur haben. Das haben nun fast alle nachgebethet.

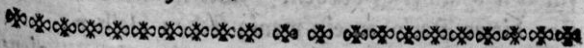
Man hat solches also bisher wie ein wahres Räthsel nicht verstanden; und ist desto mehr irre geworden; weil oft krumm gewundne Linien auch ein Grund der Häßlichkeit werden. Soviel ist auch gewiß, daß viele den geraden Linien eine große Schönheit beylegen, und sie wohl gar in der menschlichen Gestalt finden wollen. Unser Verfasser aber, der für die gebogenen und krummen ist, stellet ein Paar Figuren neben einander, die theils eine tanzmeistermäßige, theils eine gebogene menschliche Stellung zeigen, um dieser, vor jener gezwungenen Figur, den Vorzug zu geben: (S. das Titeltupfer N. 3. 4.) obgleich ein Tanzmeister dagegen schreien würde. Coypel und viel andre Franzosen scheinen daher die Schlangenlinie sorgfältig vermieden zu haben.

Rubens, der große Künstler bediente sich einer großen fließenden Linie, als eines Grundes aller seiner Figuren; aber er krümmte sie ein wenig zu sehr, wie das S. Raphael hatte erst lauter gerade und steife Figuren gemacht. Als er aber des Angelo seine Werke, und die alten Meisterstücke sah, verließ er diese Art plötzlich, ja übertrieb die Schlangenlinie eine Welle gar zu sehr; bis er endlich wieder das Natürliche beobachtete. Peter Cortone, und Correggio beobachteten die Schlangenlinie mehrtheils gut: Albrecht Dürer aber verfehlte ihrer bisweilen, weil er gar zu mathematisch, nach eingeübten Verhältnissen zeichnen wollte. Doch finden wir auch Stücke von ihm, wo er mehr der Natur als Geometrie gefolget ist. Vandyk hat auch an diesen Kunstgriff nie gedacht.

Als daher unser Verfasser 1745 zu seinen in Kupfer gestochenen Werken ein Titellupfer erfinden wollte; so zeichnete er, die Urtheile heutiger Zeichner und Maler zu erforschen, auf einem Farbenbrette, eine Schlangenlinie, und setzte drunter: Die Linie der Schönheit. Diese Hieroglyphe machte viel Aufsehens, Maler und Bildhauer kamen zu ihm und fragten: Was das bedeuten sollte? Nach einiger Erklärung allererst brachten sie heraus: daß es ihnen auch schon längst bekannt gewesen wäre; ob sie gleich keinen Grund davon anzugeben wußten.

Dieser gemalte Strich nun hat den Herrn Hogarth veranlasset, dieß ganze Buch zu schreiben. Er wollte die Linie der Schönheit und des Reizes aus dem Grunde erklären, in allen ihren Gestalten und Wir-

Wirkungen zeigen, gehörig einschränken, und vor den Abweichungen versichern. Das sollten nun auf sein Angeben Gelehrte thun. Allein das gieng nicht. Er selbst war im Bücherschreiben nicht geübt; doch wagte ers, und ließ sichs von Gelehrten ausbessern. Endlich ward er geübter, u. schrieb manches auch allein. Und so bekamen wir dies Buch, welches in der That viel philosophische Einsicht zeigt. Wir preisen es also allen Malern und Bildhauern, auch Liebhabern dieser Künste an; wollen aber aus der großen Menge schöner und häßlicher Figuren, womit er seine Lehren erläutert, nur drey seltsame Bilder 5. 6. 7. mittheilen, davon eins einen theatralischen Tänzer; eins einen theatralisch gekleideten römischen Feldherrn, und eins einen Zwerg auf einem Kinderstuhle vorstellt. Das Buch selbst ist prächtig und schön gedruckt, und zeigt, daß London mehr im Deutschen vermag, als Rom und Paris.



II.

Allgemeine Geschichte der Handlung und Schiffahrt, der Manufacturen und Künste, des Finanz- und Cameralwesens, zu allen Zeiten und bey allen Völkern. Zweyter Theil, Breslau, bey Joh. Jac. Korn 1754. in groß 4. 2 $\frac{1}{2}$ Alphabeth.

Der geschickte Verfasser des 1 Theiles dieser Handlungsgeschichte, der seinem Vaterlande und seinen Zeiten so viel Ehre macht, fährt iso mit dem II. B. dieses trefflichen Werks

Werkes fort. Es hebt selbiges mit dem 34sten Capitel an, welches von der Handlung und Schifffahrt des griechischen Kaiserthums handelt. Die Verlegung des Kaiserl. Sitzes von Rom nach Constantinopel, unter Constantin dem Großen, gab zu einer starken Veränderung des Seehandels Anlaß. Anfänglich zog sich mit dem Kaiserl. Hofe ein großer Theil der Kaufmannschaft von Rom nach dem Oriente; bey den erfolgten Zerrüttungen zwischen beyden Reichen aber, hob sich die Handlung unter ihnen fast gänzlich auf; oder unterbrach sie doch auf eine lange Zeit. Der Ursprung des arabischen Reiches, welches sich in zwey große Kalifen, zu Bagdad, und Aegypten theilte; die Eroberungen des Gengis-Chans, und der großen Mogoln; endlich die Gründung des türkischen Reiches auf den Trümmern des griechischen, sind soviel neue Perioden für den Handel geworden. Wir wollen bey den ersten dieser Perioden ein wenig stehen bleiben.

Sobald Augustus Aegypten erobert hatte, giengen alle Reichthümer desselben, nebst dem indianischen Handel gerade nach Rom. Alexandria empfieng alle Schätze von Arabien, Indien und Africa, und lieferte sie der Hauptstadt des Reiches. In Rom ward also das gemeine Waarenlager, oder der Stapel, und dadurch sammlete sich fast alles Gold und Silber dahin. Die Großen und Bürger wurden unmäßig reich, und dadurch wuchs Pracht, Verschwendung und Ueppigkeit. Sobald aber Constantinopel der Sitz des Reiches ward, zog sich auch der größte Theil des Handels dahin. Italien und Gallien

Gallien hatten keine Gold- und Silbergruben. Die spanischen waren nicht reich; und die deutschen noch nicht erfunden. Rom mußte jährlich viel Einkünfte nach Constantinopel liefern; und also ward das Gold und Silber im Occidente sehr dünne: dahingegen der Orient sich erhielt, und nicht eher in Verfall gerieth, als bis sich die Araber des ägyptischen Reiches, und also auch des indianischen Handels bemächtigt hatten.

Der Herr Verfasser führet die Ursachen an, welche den K. Constantin bewogen, den Siz des röm. Reiches zu verlegen! Eutropius meynet, es sey bloß die Eitelkeit gewesen; der Welt zu zeigen: er könne in wenigen Jahren eine Stadt bauen, die Rom, das Wunder der Welt, überträfe. Zosimus schreibt es dem Hasse gegen die heidnischen Römer zu; welche ihm gram wurden, weil er ein Christ geworden. u. s. w. Anfänglich wollte er in klein Asien zwischen Troas und dem alten Ilium einen Platz dazu wählen. Hernach fiel seine Wahl auf Byzanz, welches K. Severus zerstöret hatte. Man erdichtete Erscheinungen und Wunder dazu: und Constantin saget selbst in einem Gesetze: daß ihm eine besondere Eingebung des Himmels den Ort angewiesen hätte. In der That aber war es der Vernunft nach, der bequemste auf dem Erdboden. Sie liegt an einer Meerenge zwischen zweyen großen Meeren, wo man in einer halben Stunde, aus Europa nach Asien schiffen kann. Norden und Süden liefern alle europäische, asiatische und africanische Waaren dahin. Sein Hafen hat einen Umfang

sang von vier Stunden, und ist von Natur der bequemste von der Welt.

Das alte Byzanz, welches fast so alt, als Rom war, hatte schon viel Vortheil davon gezogen; bis es 200 Jahre nach Chr. Geb. zerstört ward. Constantin umgab es mit einer Mauer von einem Meere zum andern: zugleich arbeitete eine Menge anderer Bauleute an Pallästen und prächtigen Gebäuden. Alles ward nach Roms Vorbilde eingerichtet. Constantinopel bekam sieben Berge, ein Capitolium, eine Rennbahn, ein Amphitheater, Marktplätze, öffentliche Bäder, Spaziergänge u. s. w. Sie ward auch in XIV. Viertel eingetheilt, bekam ein Rathscollegium, und eine gelehrte Akademie. Die prächtigen Kirchen gaben ihm vor dem alten Rom noch einen Vorzug, und die Bevölkerung ward theils durch ansehnliche Befreyungen und andre Lockungen, theils durch Zwangsmittel bewerkstelliget. Das gemeine Volk aber, ward durch die Frengbigkeit des Kaisers, der täglich viel Brodt und Del austheilen ließ, von allen Orten dahin gezogen.

So wuchs Constantinopel in kurzem an, und andre Städte wurden ihrer vornehmsten Zierden beraubt, um die neue zu schmücken. Als die meisten Kirchen und Palläste fertig waren, ward 330 der 11 May zur Einweihung bestimmt. Die Feierlichkeiten dauerten 40 Tage. Der Kaiser ließ täglich viel Lebensmittel austheilen, und gab ihr den Namen Constantinopel; erklärte sie zur Hauptstadt des Orients, und gab ihr gleiche Würde mit Rom: wie

wie er sie denn auch Neurom soll genennet haben. Wir haben so leicht in allen Geschichten nichts gleiches; als die von Alexandern dem Großen in Aegypten vormals, und die von Petern dem Großen zu Petersburg neu angelegten Städte. Alle drey haben das Seeufer und den Handel zum Zwecke gehabt; und alle drey haben sich den Namen der Großen dadurch erworben.

Sobald die Stadt in fünf Jahren zu Stande gekommen war, nahm der Kaiser seinen Sitz daselbst, und kam niemals wieder gen Rom. Das zog nun den ganzen Handel auf einmal dahin. Hiezu kam, daß auch alle Künste und Wissenschaften von nun an ihren Sitz daselbst bekamen; dadurch sie gleichsam ein neues Athen ward, und zum höchsten Gipfel des Ruhmes an Gelehrsamkeit, Pracht, und Reichthum stieg. Sie wuchs auch immermehr an; und im 8ten Jahrh. erstreckte sich ihre Mauer auf der Landseite schon auf zwey deutsche Meilen: nach dem Propontis zu, betrug ihr Ufer noch mehr, und die Seite des Hafens nicht viel weniger. Außer dem hatte sie noch Vorstädte, deren jede für eine besondre Stadt gehalten werden konnte; so daß sie über sechs deutsche Meilen im Umfange hatte.

Hier flossen nun alle Reichthümer der Welt zusammen. Die aus dem Norden, von China und Japan, wurden auf dem schwarzen Meere herbey geführt. Die Dardanellen hergegen lieferten alles, was Arabien, Aethiopien, Aegypten, die africanische Küste, und Europa hervorbrachten: wozu heutiges

tiges Tages noch die americanischen Schätze kommen. Diese zween Canäle sind ihr gleichsam die beyden Stadthorz. Beym Nordwinde ist das südliche; und beym Südwinde das nordliche gesperret. Die See ist so fischreich, als der Hasen sicher, und, da er mit süßem Wasser durchströmet wird, gesund ist. Verstünden sich die Türken auf die Schiffahrt besser; so würden sie den Christen im Handel den ganzen Vortheil ablaufen: indem sie die indianische Handlung über Aegypten viel näher führen könnten, als die Holländer, Portugiesen und übrigen Christen; die zweymal das Vorgebirge der guten Hoffnung umsegeln müssen.

Doch wir müssen uns auch einen allgemeinen Begriff, von dem Inhalte des ganzen Werkes machen. Das folgende XXXV. Cap. handelt von der Handlungsgeschichte unter dem arabischen Reiche der Kalifen und Sultanen im Oriente. Das XXXVI. von den Zeiten der Kreuzzüge der abendländischen Christen nach Palästina; und zu was für einem Gewerbe der Kaufleute dieses Anlaß gegeben. Das XXXVII. Cap. redet von dem nördlichen Asien, oder der großen Tartaren und ihrer Handlungsart. Das XXXVIII. handelt von Kathai und Mangin, einem Paare chinesischer Provinzen, und das XXXIX von Indien, und der daselbst von je her getriebenen Kaufmannschaft.

So weit gieng der VI. Abschnitt. Nun geht der VII. an, und in diesem kommen wir wieder nach Europa zurück. Das XLste Capitel handelt von dem deutschen Reiche und seinem Gewerbe, das XLste vom

vom genuesischen, und das XLIIste vom venetianischen Handel. Und so weit geht der 18ige II Band dieses trefflichen Werkes: der III. wird vollends die übrigen handelnden Länder in Europa zum Ende bringen.

Doch wir können den deutschen Handel so trocken nicht vorbey gehen, ohne ihn noch etwas mitzunehmen. Indessen rathen wir einem vernünftigen Leser, das Capitel von den Kreuzzügen ja nicht ungelesen zu überschlagen. Dieses leget den Grund zu der ganzen neuen verbesserten Schiffahrt; und öffnet den Genuesern und Venetianern den Weg zu ihrem orientalischen Handel, der sie nachmals so groß gemacht. Der Aberglauben damaliger Zeiten, die List der Päbste, und die Dummheit der Fürsten, sich von ihnen bey der Nase führen zu lassen, wird in ein schönes Licht gesetzt. Gewiß, die entsetzlichen Kriegsheere, die ganz muthwillig auf die orientalische Schlachtbank geliefert worden, müssen jedem vernünftigen Menschen ein Schaudern erwecken.

Das deutsche Reich hub an seine Rolle zu spielen, als die tapfern Einwohner desselben dem römischen ein Ende machten. Rom ward unter Alarichen und seinen Nachfolgern mehr als einmal geplündert, und in Brandschakungen gesetzt. Dadurch erschöpften sich endlich seine Reichthümer, und sein Handel gieng vollends zu Grunde. Alarichs Nachfolger Adolf, oder Athaulf gieng nach Gallien, und legte den Grund zum westgothischen Reiche, in dem mittägl. Gallien und Spanien. Die Vandalen,

Alanen, Sueven und Burgunder fielen schon vorher in Gallien und Spanien: Genferich aber gieng gar mit den Sueven nach Africa; von wo er zur See nach Italien lief, und Rom nochmals plünderte.

Die Sachsen, Angeln und Jüten landeten 449 in Britannien.

Ottokar, den die römischen Schriftsteller Odoacer nennen, stieß endlich den jungen und letzten Kaiser, Romulus Momyllus Augustulus, vom Throne, und beherrschte eine Weile ganz Rom und Italien. Die Franken kamen von der Ostsee her, und zogen zuerst an den Rhein, und an die Maas; von da sie endlich immer weiter in Gallien drungen, und sich das Land unterwarfen; bis endlich Clodoväus, oder Ludewig, die fränkische Monarchie stiftete, die theils auf deutschem Boden, theils aus einem Theile des eroberten Galliens bestand. Er schlug die Allemannier und ward ein Christ. Seine Söhne machten dem thüringischen und burgundischen Reiche ein Ende.

Raum war das vandalische Reich in Africa, durch den Belisar, das ostgothische aber in Italien durch den Narses zerstört worden; so zogen dafür die Longobarden aus Pannonien hinein, deren König Alwinn, oder Alboin den Grund zu demjenigen Reiche legte, welches erst Karl der Große zu Grunde gerichtet hat. Ob nun gleich so viele Völker aus Deutschland gezogen waren: so waren doch noch 1) die Ostfranken um den Mann; 2) die Allemannier um den Neckar, und in Rhätien und Binde-
licien, welche auch Sueven, oder Schwaben genennet

nennet wurden; 3) Die Friesen, zwischen dem Rheine und der Ems, ja wohl gar bis an die Weser; 4) Die Sachsen an der Elbe; 5) die Thüringer zwischen der Elbe und Donau; 6) Die von den Bosen abstammenden Bayern, im Norico und in Rhätien. Außer diesen waren aus Sarmatien viele slavonische und wendische Völker an die Stellen der abgezogenen Völker, an die Oder gerücket; und hatten sich wohl gar bis an, ja über die Elbe gezogen.

Nachdem der Herr Verfasser die Geschichte kürzlich bis auf Karl den Großen, und das, durch die Theilungen seiner Söhne, getrennte deutsche Reich fortgesetzt; auch die Bekehrung der Deutschen durch verschiedene Apostel, den heil. Gallus, Kilian, Emram, Rupert, Suibert, Bilbrod, und Bonifacius, gemeldet; die aufgerichteten Bischümer erzählt, und die Weite des karolingischen Reiches aus dem Eginhard angeführet; so erwähnt er, des großen zweytausend Schritte langen und 300 Schritte breiten Grabens, den Kaiser Karl, zwischen dem Flusse Altmühl und der Redniß, stechen lassen: wodurch er die Donau mit dem Mayne, und folglich auch mit dem Rheine und der Nordsee vereinigen wollen. Ein so großes Werk war eines solchen Kaisers würdig, und würde die Handlung sehr befördert haben: wenn ihn nicht eben ein Einfall der Saracenen in Gallien, und ein Aufstand der Sachsen gehindert hätten, es zu Stande zu bringen. Ein andres Hinderniß war der zu feuchte Boden; da die Erde, die man den Tag über aus-

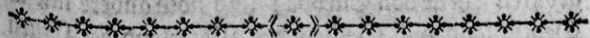
422 II. Allgem. Geschichte der Handlung

gegraben, bey Nacht wieder herunterschoß. Man sieht noch heute zu Tage die Spuren davon: es ist aber sehr zu verwundern, daß nicht nach der Zeit, ja auch heute zu Tage, irgend ein großer Herr, dem dieß Gebieth gehört, diesen großen Anschlag ausgeführt: welcher doch so viel leichter zu bewerkstelligen wäre. Haben denn nicht Fr. Wilhelm der Große in Preußen, und Friedr. der I. Kön. in der Mark, wohl längere Gräben zu Vereinigung der Ströme bewerkstelligen lassen? derer zugeschweisgen, die in Frankreich, und bey Petersburg, nach solchen Mustern ausgeführt worden.

Unter den Handelsstädten seiner Zelten sind Magdeburg, Erfurt, Forchheim, Bremen, Regensburg, und Bardewick bekannt gewesen, die nach den wendischen und ungarischen Landen hin gehandelt. Zu Boulogne hat er das Seewesen hergestellt, wo er auch den Leuchtturm, oder die Feuerbake wieder aufgerichtet. Allein seine Sorgfalt darinn gieng nur auf die Küsten des Mittelmeers und der gallischen Häfen. Denn die Nord- und Ostsee hatten noch die Friesen und Wenden inne. Er hat es auch einmal mit thranenden Augen vorhergesehen: daß die Normannen, die damals schon, als Seeräuber, Anfälle auf seine Küsten wageten, dereinst mit größerer Macht wiederkommen, und seine Lande heimsuchen würden: Haben diese Leute das Herz, den Küsten meines Königreichs annoch bey meinen Lebzeiten zu drohen: was werden sie nicht nach meinem Tode thun? Eine Prophezeihung, die nur gar zusehr eingetroffen. Wir müß

müssen abbrechen; können aber versichern, daß dieß ganze Werk sowohl Gelehrten, als Kaufleuten überaus nützlich und angenehm zu lesen seyn werde.

Unter den sächsischen Kaisern ist der Ursprung und die Verbesserung der Städte, als ein Grund zum Handel, sehr wohl ausgeführt; und dabey der Unterscheid der Fürsten, Edeln, Bürger und Freigelassenen, von den Knechten, sehr gründlich, und auf eben die Art erkläret: wie Herr D. Pauli solches in seiner Geschichte des Adels gethan hat.



III.

Jo. Dan. Schœpflini, Consil. Reg.
& Franciæ Historiogr. Vindiciæ Celtica.
Argentorati apud Amand. König. Bibliop.

1754. in 4. pagg. 140.

Indem der II. B. von dem erläuterten Elsaß des Herrn Raths Schöpflins unter der Presse schwißet, stellet er, seinem im I. B. gethanen Versprechen gemäß, diese Vindicias Celticas ans Licht. Ein Volk, das durch den Ruhm seiner Thaten die alte Welt erfüllet, und östlichen, nordlichen und westlichen Königen und Völkern, ja selbst Rom fürchterlich gewesen, verdienet freylich, daß man seine Ursprünge untersuche. Zwar die Erdbeschreiber haben sich darum schon, aber nicht sehr glücklich, bekümmert: denn durch ihre Uneinigkeit ist die Sache noch dunkler geworden. Die Ursache ihrer Miskümmert ist der Ruhm celtischer Pflanzvölker in Europa

Europa und Asien gewesen: deren Sprößlinge man bey ihnen, als eingebornen Völkern gesucht hat; da man sie doch bey der ersten Stammutter hätte suchen sollen.

Einige haben sie von den Phrygern, nach Zerstörung des trojanischen Reiches, herholen wollen. Andre haben sie vom euxinischen Meere, andre aus Griechenland nach Gallien geführt; da sie doch aus Gallien die Colonien dorthin hätten führen sollen. Einige haben bey den Hyperboräern; andere im größten Theile von Europa; und noch andere nur in Deutschland und Gallien, das Vaterland der Celten suchen wollen. Dieses letztere haben sonderlich Reinerus Reineccius in Historia Julia, P. II., und neuerlich Herr Consistorialr. Pelloutier in s. Historie der Celten gethan. Endlich wollen einige die Gallier von dem Namen der Celten gar ausschließen.

Diesen und mehreren Abwegen will der Hr. Rath Schöpflin ein Gegenmittel bereiten; und selbiges in der Wurzel des Uebels selbst suchen. Da nun, seiner Meynung nach, die lateinischen Schriftsteller in diesem Stücke einhällig wären: so müßte man untersuchen, von was für einem Gewichte die Griechen sind, die mit ihnen einstimmen. Würde man nun finden, daß diese die allerwichtigsten und glaubwürdigsten wären: so würde die Sache vor dem kritischen Gerichte, durch das Uebergewicht gültiger Zeugen den Ausschlag bekommen.

Man sieht also schon unschwer, daß der Hr. Rath Schöpflin, den Deutschland noch mit allem Rechte für einen seiner würdigsten und gelehrtesten Söhne hält,

hält, in dieser Streitfrage die Parthey der Franzosen nehmen, und alles, was von den alten Celten rühmlisches gefunden wird, auf ihre Rechnung schreiben wird. Dagegen hat Herr Consistorialr. Pelloutier, als ein unstreitig geborner Franzos, und ganz unparteyischer Gelehrter, in seiner Histoire des Celtes, größtentheils die Parthey der Deutschen ergriffen. Ja was noch mehr ist, so hat er in der gelehrten Abhandlung, von dem Ursprunge derjenigen Celten, die unter dem Brennus den Tempel des delphischen Apollo geplündert, worauf sie nach Asien gezogen, und daselbst das gallogrécische Reich gestiftet, sie nicht nur für ein deutsches Volk, welches von den Ufern der Donau aufgebrochen, wo es zu Hause gewesen, erklärt: sondern ist auch darüber, von der gedachten Akademie, durch einen ansehnlichen Preis, gekrönt worden. Ist es nicht artig; daß diese berühmten Männer sich beyde für diejenigen Völker erklären, zu denen sie das Glück, und nicht die Natur geführt hat? Was soll man nun von ihnen glauben? Haben sie aus bloßer Höflichkeit, oder aus wahrer Ueberzeugung also geschrieben?

Der Herr R. Sch. hat sich diese Lehrart vorgeschrieben. Er hat alles, was das griechische und lateinische Alterthum von den Celten gemeldet hat, aus den Quellen selbst gesammelt, unter sich verglichen, und entschieden. Dadurch hat er nun die ganze Untersuchung von neuem angestellt, und gefunden: die vorige Mishälligkeit sey nur aus Vernachlässigung dieser Richtschnur entstanden. Demnach die meisten, so die celtischen Ursprünge untersucht,

hätten ein zweydeutiges Zeugniß irgend eines alten Griechen zum Grunde gelegt; welches aber gegen das Licht von andern, und das Ansehen wichtigerer Zeugnisse, weichen müsse. Nun läßt er einem jeden Senator der gelehrten Republik, nach reifer Erwägung beyderseitiger Urkunden, die Freyheit, seine Stimme zu geben; hoffet aber, es würden einige nach gehöriger Prüfung den Ausspruch thun: Gallien sey allein das Vaterland der Celten gewesen.

In dem Werke selbst hebt der Herr Verfasser von der Wortforschung des Namens der Celten an; und gesteht, daß er weder griechischer noch römischer Abkunft sey. Cäsar saget ausdrücklich, sie nenneten sich in ihrer Sprache Celten; und auf römisch hießen sie Gallier. So wahr das erste ist, so falsch ist das letztere. Denn das Wort Gallus ist weder bey dem Hahn, noch bey den Galliern recht lateinisch. Bey dem ersten kömmt es unstreitig von Gall, gällen, d. i. von dem Geschrey des Hahns: so wie wir noch im Deutschen die Nachtigall davon benennen, daß sie des Nachts einen solchen Hall, Gall, oder Schall machet; wie es der Hahn gegen Morgen thut. Von dem Volke aber heißt Gallus einen Waller, einen umziehenden Menschen, der nicht an einem Orte bleibt. Und wie aus dem Worte Wehr, Gewehr, Guerre, aus Walther, Gautier, aus Werner, Garnier, aus Wilhelm Guillaume geworden; so sind aus Wallern, Gallier geworden. In Ansehung ihrer, hießen die Einwohner der Seeküsten im Genuesischen, die Lieger, oder

ober Uigurier, von denen das ligustische Meer den Namen bekommen hat.

In ihrer Sprache aber mochten sich diese Völker lieber die Helden nennen: wie Goldast, und andre deutsche Wortforscher sehr glücklich erhärtet haben. Das *h* der Alten klang wie *ch* oder *gar k*; daher schrieben die Alten *dehein*, *dhein*, auch wohl *dechein*, was wir *iso* kein sprechen. Aus *Held* ward also *Chelt* und *Kelt*, und die Griechen machten gar *Galater* daraus; dessen Aehnlichkeit mit *Gallia* vollends die Römer betrog. Uns dünket also, der Herr Verfasser hätte die wahre Bedeutung dieses Wortes nicht für ganz unerforschlich halten dürfen: zumal da die *Belger*, vom *Balgen*, die *Cimbrer*, oder *Kiemper*, vom *Kämpfen*, die *Picten*, oder *Phikter* vom *Fechten*, die *Scotier* oder *Scythen* vom *Schießen* ihre Namen bekommen haben. Lauter Beweise, daß alle diese Völker deutsche Sprossen eines gemeinen Stammes gewesen sind.

Die Ordnung hätte, unsers Erachtens, erfordert, zu untersuchen, woher denn diese alte Völker zuerst in ihre Sitze in Gallien oder Germanien gekommen wären? Denn vermuthlich wird sie der Herr Verfasser nicht aus der Erde wachsen lassen: wie sich die alten unwissenden Griechen einbildeten, sie wären *εὐροχθονος*, terra editi. Die ältesten Denkmäler nämlich stimmen ein, daß alle abendländische Gegenden aus den Morgenländern allmählig bevölkert worden. Ist aber dieses, so stehen nur zweien Wege offen, die Celten nach Gallien zu bringen; ent-

weder

weder zur See, oder zu Lande. In den ältesten Zeiten aber war die Schiffahrt so weit noch nicht gediehen, daß man ganze Pflanzvölker über lange und breite Meere führen können. Folglich muß Gallien zu Lande von gewissen Wallern, oder stehenden Völkern besetzt worden seyn. Und da besorgen wir sehr, daß es seine ersten Einwohner aus Deutschland bekommen haben werde: die sich nach und nach über den Rhein ausgebreitet, und endlich bis nach Spanien gedrungen, wie die daselbst befindlichen Celtiberier zur Gnüge zeigen.

Ist nun dem also: so folget zweyerley daraus: 1) Daß die Gallier oder Celten in Gallien, deutscher Abkunft gewesen seyn müssen. 2) Daß die zurückgebliebenen Einwohner Deutschlands, eben sowohl Celten, Helden, Waller, oder Gallier haben heißen können, und wirklich gewesen sind, als die von ihnen ausgegangenen Gallier. Daher ist 3) auch die Uebereinstimmung ihrer Sprache, die bey den Alten schon bemerkt worden, und selbst in den Ueberbleibseln der Namen unstreitig ist, sehr beareiflich. Doch wir müssen nicht so wohl unsre Gedanken, als vielmehr des Herrn Verfassers Lehren vortragen: der es nicht für gut befunden hat, die Ursprünge der Gallier so weit herzuholen. Er nimmet sie schon, wie er sie in Gallien findet, ohne sich zu bekümmern, wie sie dahin gekommen. Vielleicht hat er mit Fleiß ein Auge dabey zugethan, um in seiner beliebten Meynung, durch solche Betrachtungen nicht gestört zu werden.

Er geht also vielmehr auf die Abtheilung der Gelehrten in Classen, die von den Celten ihre Gedanken eröffnet haben. Die I. behauptet, daß alle europäische Völker unter dem gemeinschaftlichen Namen der Celten begriffen worden; welches auch in den ältesten Zeiten sehr wohl wahr seyn kann. Dr. Petrus nennet deswegen die Charte von Europa, Tabulam Celticam. Johann Harduin, Friedrich Hofmann, und Herr Pelloutier sind ihm beigetreten: und der letztere, hat es unsers Erachtens sehr deutlich erwiesen.

Die II. Classe behauptet dieses nur von dem größten Theile von Europa, wie Pezron, Marcus Welsler, Cluver, Jos. Scaliger, Bertius, Coccius, Coccejus, Jak. Carl Spener, Meszeray, Gedoyn, und le Gendre behaupten. Und auch diese haben in gewissen Jahrhunderten recht, ehe nämlich noch die sarmatischen, slavonischen und hunnischen Völker sich aus Asien nach Europa ergossen; oder auch die phönizischen, ägyptischen und hetrurischen Colonien sich nach Griechenland und Wälschland gefunden.

Die III. Classe will nur die deutschen und gallischen Völker durch die Celten verstanden haben: wie Volaterranus, Glareanus, Obrecht, Schilter, Leibnitz, und der erlauchte Graf von Bülow solches belieben. Auch diese können in noch neuern Jahrhunderten nicht unrecht haben.

Die IV. behauptet, daß die Deutschen allein Celten geheißen, und daß die Gallier nur mittheilungsweise diesen Namen erhalten. So haben

Brower

Brower, Morhof, (der die Deutschen für Stammväter der Belger und Celten hält) und Jak. Karl Spener gelehret. Calmet hat gar die Gallier von den Cimbern und Deutschen hergeleitet.

Alle diese Classen vom gelehrten Männern nun will Herr Rath Schöpflin widerlegen; und aus dem Alterthume das Gegentheil zeigen: daß nämlich die Gallier allein wahre Celten gewesen; alles übrige aber, was so geheissen, oder eine mit ihnen verwandte Sprache gehabt, aus ihrem Schoosse hergekommen; indem sie weit und breit Pflanzvölker ausgesendet, Spanien, Bältschland, Deutschland, Ungarn, Griechenland, Asien zu bevölkern; ja so gar Preußen und Liefland zu besetzen. Dieses Vorhaben ist so groß, als dasjenige, welches Ludewig der XIV einmal mit der Universalmonarchie im Sinne gehabt haben soll.

Nun beweist der Herr Verfasser, daß die Alten die Gallier Celten genennet; und das zwar, aus Herodots, Aristotels, Polybs, Diodors aus Sicilien, des Dionysius von Halikarnas, Strabons, Plutarchs, Arrians, Appians; imgleichen aus des Pausanias, Ptolemäus, Athenäus, Dio Cassius, Stephans von Byzanz, und Suidas Zeugnissen. Von den Lateinern sind Cäsar, Livius, Mela, Plinius, Lucan, und Silius, eben der Meynung. Und dieses wird dem Herrn Verfasser vermuthlich niemand läugnen.

Hier fraget sich, ob außer den Galliern, auch andre Völker bey den Alten, Celten genennet worden? Und das findet sich von den Deutschen beyhm Herodot,

dot, Aristoteles, Polybius, Dionysius Periegetes und Plutarch ebenfalls. Allein der Herr Verfasser will ihnen diese Ehre nicht gönnen, und hat auf alle diese Stellen etwas zu erwiedern. Gleichwohl gesteht er, daß Arrian, Appian, und Pausanias, dieses viel deutlicher gesagt. Den Ptolemäus, Athenäus und Dio Casius meynet er ganz auf seiner Seite zu haben.

Die Lateiner nennen nur den dritten Theil von Gallien Celten, wollen auch die ganze Sprache, Lebensart und Sitten der Deutschen von den Galliern unterschieden wissen: dagegen sich doch sehr viel erinnern ließe. Außer den Deutschen aber werden keine andre Völker Celten genennet. Polybius und Diodor aus Sicilien unterscheiden sie sorgfältig von den Spaniern; Dionysius von Hal. und Strabo, von Scythen, Thraciern und andern Völkern; Dionysius Periegetes, Plutarch und Arrian von den Britten, Scythen, Brutiern, Lucanern und Thuscianern: obgleich sowohl nach Spanien, als nach Britannien gallische Colonien gegangen: andrer vorihro zu geschweigen.

Nunmehr giebt der Herr Verfasser auch der Gegner Gründe an, die ganz Europa mit Celten bepflanzen wollen; nämlich, Peyrons, Belfers, Cluvers und Herrn Pelloutiers. Diese haben den Plinius, Dionys. von Hal. Strabo, Plutarch und Ptolemäus auf ihrer Seite: die aber der Herr Verfasser ihnen zu entreißen suchet. Er will auch den Ephorus und Hipparch, auf die sie sich berufen, so erklären, daß keine Gallier allein Celten bleiben sollen.

sollen. Alles dieses nun thut er mit so vieler Gelehrsamkeit, daß es ein Vergnügen ist, seinem Fleiße, und kritischen Urtheile zu folgen. Indessen können wir uns auf eine gründliche Untersuchung nicht einlassen. Wir wünschen vielmehr, daß der Hr. Conf. R. Pelloutier, von dem wir noch den III. B. seiner Geschichte der Celten erwarten, seine behauptete Meinung auch von diesen Einwürfen des Herrn Rath Schöpflins, retten, und sattsam befestigen möge.



IV.

Die bey dem Göttlichen Liebs-Ge-richt zu dem Todt des Creuz verurtheilte Unschuld, bey feyerlicher Ablegung des heil. Ordens-Gelübten, des Reichs- Frey- Hoch- und Wohlgebohrnen Frey- Fräulen Mariae Joannæ gebohrnen Freyen von Stain, nunmehrigen Schwester Cordulæ von Herzen Jesu, vorgestellt und erläutert in einer von dem Hochwürdig Frey- Reichs Hoch- und Wohl- Gebohrnen Herrn Herrn Caroli Ignatii Tänzl, Frey- Herrn von Träzberg, 2c. 2c. bey solemner dieser Profession den 29 Augusti 1747 gehaltenen Canzel- Red. Cum Licentia Superiorum. Aychstädt. 5 $\frac{1}{2}$ Bogen in Fol.

Wir haben bisher aus mehr als einer Ursache, mit den Auszügen aus unsern oberdeutschen geistlichen Kanzelrednern inne gehalten. Eine derselben war diese, daß wir besorge-

forgeten, diese Leckerbissen möchten endlich unsern Lesern, als eine lose Speise, Ekel erwecken. Allein wir haben das Gegentheil erfahren. Man hat uns von so vielen Orten her ersuchet, in unserm Vornehmen fortzufahren, daß wir nach unserer Pflicht, allen unsern Lesern zu willfahren, den bereits bey Seite gesetzten oratorischen Karitatenkasten wieder hervor nehmen wollen.

Unser heutiger Redner ist bey der Einkleidung des Fräul. von Stain auf den sinnreichen Einfall gerathen, einen verliebten peinlichen Proceß vorzustellen. Wie es ihm gelungen sey, das wollen wir hören.

Der sogenannte *Vorspruch* heißt: *Vulnerasti cor meum, soror mea, sponsa, vulnerasti cor meum. Cant. IV. v. 9.* Du hast mein Herz verwundet, meine Schwester, meine Braut, du hast mein Herz verwundet.

Worauf der Redner so anhebt: „Wenn jemahlen eine Versammlung deren Ehrenwürdigsten Zuhöreren sich in der Hoffnung einen der angesagten Solemnität einer geistlichen Profession gemessenen Canzel-Spruch anzuhören sich betrogend gefunden, so widerfahret solches anheunt gegenwärtiger Versammlung. Sie betrachten, war A. A. diesen heiligen Ort in seiner Zierd und Aufbus, und erstaunen, daß Kunst und Kostbarkeit hiebey um den Vorrang strittig seyen: Ihr Aug ist verzucket in Anschauung der arthigst = inbuntnüsten, ob schon nur von menschlichen Händen erschaffenen, jedannoch ein Wunder der Natur darstellenden

„Blumen, Pracht ausgezierten Altären: Es fallet
 „ihnen in die Ohren ein von allerdings Englischer
 „Lieblichkeit erschallende Anstimmung bewögllicher
 „Lob- und Dank-Liederer, anderer mit himmlis-
 „scher Annehmlichkeit das Gehör ergegenden Instru-
 „mental-Music. Es ist ihrer Anbettung ausge-
 „setzt das Allerheiligste Altars-Sacrament in ei-
 „nem von Gold und unschätzbahren Werths benze-
 „setzter Kleynodien schimmerenden Gefäß: Vor die-
 „sen kniet da in auferbaulichsten Andacht ein adeli-
 „ches Fräulein; der Hochzeitliche Ehren-Cranz
 „womit ihr Haupt gezieret, die geistliche Kleidung
 „mit welcher sie angethan, die in der Hand haltende
 „brinnende weisse Wachs-Kerz zeigt an, daß sie
 „als ein geistliche Braut bereit seye sich mit ihren
 „Göttlichen Gespons wirklich zu vermehlen. Sie
 „erwarten bey allen diesen prechtigen Anstalten dem-
 „nach sammentlich, welche die Andacht die Freud-
 „und die Ehr als Zusehere dieses heiligen Acts hie-
 „hero gezogen, an mir einen Panegyristen, so mit
 „einer wohlgefaßten Lob-Red die verwunderlichste
 „Wirkung des Göttlichen Kuffs in dieser glückseli-
 „gen Seelen vortragen, und Dero großmüthige
 „Endschlüssung einer ohngesaumt von Standhaftig-
 „keit und großer Menge anderer vortrefflichen Zu-
 „genden vergesellschafteten Volke erhöben sollte: al-
 „lein ich widerhölle es, betrogen finden sich alle
 „diese „

Man kann nicht redlicher zu Werke gehen!
 Nachdem nun der Redner die vernünftigen Gesich-
 ter seiner Zuhörer in etwas betrachtet, und sich noch-
 mals

mals sehr gewundert hat, wie sie auf den Einfall
 haben kommen können, ihn anzuhören; so thut er
 einen Griff nach seinem Thema, folgender Gestalt:
 „Nehmen sie A. A. nit in Erwägung die Zierd die-
 „ses Orts, sondern die eiserne Gitter, welche sol-
 „chen als ein Behaltnuß. Kerker, einer wegen schwe-
 „ren Liebs- Verbrechen angeklagten Gefangenen
 „vorzeigen, die in Hochzeitlichen Ehren- Geschmuck
 „ersüchtliche adeliche Person; als eine berüchtigte
 „Ubelthäterin, welche eben alhier an dem Ort ih-
 „res begangenen Verbrechens, ein über sie ergehend
 „geschärfstes Todes- Urtheil anzuhören, und
 „auszustehen hat, den heuntigen Tag folglich als
 „einen ganz besondern Gerichts- Tag. Erwarten
 „sie an mir keinen Lob- Prediger, sondern einen
 „Verkündiger eines ganz unerwarteten peinlichen
 „Proceß, bey welchen, gegen alle andere Gerichts-
 „Ordnung, die Anklag führet, der Richter, der
 „Zeig ist, und zugleich die Entschuldigung gibe:
 „die gegenwärtige Anklage, als eine in der Un-
 „schuld schuldige Ubelthäterin erkennet wird, die
 „verkündigte Todes- Straff, ein die freuden- vollste
 „Bürkung habendes peinliches Liebes Urtheil darle-
 „get.“ Der Redner merket selbst, daß diese Pro-
 „ceß- Ordnung den Zuhörern sehr verwirrt vorkom-
 „men werde: allein er vertheidiget es damit: daß
 „das Gericht seye ein Gericht der Liebe, alwo,
 „weiln die Lieb die ober- richterliche Barmhertig-
 „keit erlanget, eben darum weder Ordnung
 „noch Form erforderet werden möge. Irdische
 „Verliebte wissen freylich wohl nicht allemal wo ih-

nen der Kopf steht; wie aber der Redner bey seiner geistlichen Strohkranzrede mit dieser Ausflucht zu rechte kommen werde, das lassen wir dahin gestellt seyn.

In der Abhandlung selbst erkläret sich der Redner: daß, obgleich das ohnehin allwissende Göttliche Liebs-Gericht, alle Formalitäten deren Menschlichen Gerichteren nach deren Rechts-Reglen zu beobachten nit pfleget, auch nit nöthig hat, es sich dannoch in vorwaltender Sach an drey in peinlichen Anklagungs-Fällen zu untersuchen und zu überlegen herkömmliche Stück gebunden. Diese sind 1) die Richterliche Begründung der vorgekommenen Innzuchten. 2) Die Vernehmung der Angeklagten in ihrer Verantwortung; und 3) eine reiffliche überlegte rechtliche Erkenntnuß, Verkünd- und Vollziehung des abgeschlossenen peinlichen Liebs-Urtheils.

Nun ist die gegenwärtige unschuldig-Schuld-bare zweyer sehr schwehren Verbrechen von ihren Geliebten angeklaget: einer tödtlichen Verwundung, und einer gewaltsahmen Beraubung seines Herzens. „

Der Redner fängt seine Sache sehr listig an, das gute Fräulein in Verdacht zu bringen. Wir wollen ihn selbst hören, denn sein gerichtlicher Vortrag verliert zu viel bey einem Auszuge. „Die in peinlichen Fällen „Untersuchensnöthige, zum Theil gemeine, zum Theil „besondere Innzuchten, werden von denen Gesetz-Geberer vor vielen anderen hauptsächlich geachtet „und

„und gesezet, ein allgemeiner Ruff eines ehe vor-
 „geführten so verdächtigen Lebens - Wandl der be-
 „richtigten Person, wegen welchen man sich der an-
 „gegebenen Missethat zu ihr versehen möchte: Ein
 „allzu vertraulicher Umgang, und Gesellschaft mit
 „in derley Unthaten, wovon die Anlag beschehen,
 „verschreiter Gesellen: die aus Arglist unternomme-
 „ne Abänderung der Kleidung, des eigentlichen
 „Nahmens und Geburts - Standes: Eine heimli-
 „che oder wohl gar öffentliche bewaffnete Nachstel-
 „lung dem Verletzten: Die bey dem Thäter, zu-
 „mahlen an dem Orth der ausgeübten Verwundung,
 „annoeh gefundene Verletzungs - Waffen: Und end-
 „lich das bey selben würklich angetroffene geraubte
 „Guth. „

Nun wird wohl niemand zweifeln, daß bey so
 eingefädelter Untersuchung, das gute Fräulein gar-
 stig weg kommen werde. Es heißt: „Die einge-
 „holte unwidersprechliche Erfahrungen des Lein-
 „muths dieser unschuldig - Schuldigen, bezeigen,
 „daß sie solche vorzügliche Fähigkeiten besitze, von
 „welchen man sich ganz besondere Unternehmungen
 „versehen könne. Unverwerffliche Zeugnissen be-
 „hörden einhellig von ihr ausnehmende Gaaben der
 „Natur, des Gemüths und der Gnad. Ihre jun-
 „ge Jahr, die Schwäche des weiblichen Geschlechts
 „angebracht und erhöbet mit mannbahren reiffen
 „Entschlüssen, die Gnad habe ihre Seel also
 „reichlich mit übernatürlich und sittlichen Tugenden
 „ausgesteiret, daß diese als ein herrlichst heraus
 „geschmuckter auf der Grund - Vest des Großmuths-

„der Starkmüthigkeit, der Fromkeit, und einer un-
 „wandelbaren Beständigkeit gestelter Tempel Götter
 „licher Liebe müsse bewunderet werden. O! diese
 „Gaben der Natur, diese Böhigkeiten des Ge-
 „müths, diser Ausschmuck der Gnad, wann sie
 „mit vereinbahrten Kräften in das Herz, als den
 „Sitz der Liebe eintringen (wie der allgemeine Ruff
 „dieses alles der Angeklagten aufburthen will) was
 „ein nit entfernter Verdacht, sonderen die nächste
 „Anzeig, daß diese sich nur zu uneingeschrenkter
 „Ausübung freymüthigster heiligen Liebs - Thaten
 „zuwenden gewohnt sey.

„Was vor ein Umgang, auff die Untersuchung
 „der zwoyten Innzucht zu gelangen, in was vor
 „einer Gesellschaft sich aufzuhalten trachtete die Be-
 „richtigte? Ich kann ihre Gesellinnen, zu Begrün-
 „dung dieses rechtlichen Verdacht (Sie vergeben es
 „mir) nit verhalten. Es ist die Gesellschaft einer in
 „der wahren heil. Liebs - Kunst erfahrnist und be-
 „rühmtisten Meisterin, der Heil. Ursula. O was
 „eine Weltverschreite Gesellschaft heiliger Liebe!
 „Die hitzigste Liebs - Sakungen, ignea Lex, seynd
 „diesen Gesellinnen von ihren geliebten Göttlichen
 „Gespons selbst in die Taffel ihrer Herzen nit nur
 „eingeschrieben, ja sogar mit einem immerfort brin-
 „nenden Liebs - Feuer tieffist eingeschmelzet . . .
 „Wie? die Angeklagte lasset sich unter so merkwir-
 „dig beruffenen Gesellinnen betretten? Zu was Ab-
 „sicht und Gesinnen? Von diesen die Kunst wahr-
 „haft zu lieben gelehrt zu werden, und nach begriffe-
 „ner solcher dieses zu erzählen, daß sie auch die
 „Kunst

„Kunst Herzen zu rauben erlange. Eben darum die dritte Innzucht desto bedenklicher.

„Warum hat Beklagte ihre Adelige Verwandtschaft verlassen? Warum sich verborgen und verhüllet unter denen Löcheren in der Höllen der finsternen Maueren? in foraminibus petrae, in caverna maceriae? Warum verstecket sie sich hien in ihrer edelen Geburt nit zukommenden Kleidung, in Ableg ihres Geburts und Geschlechts und Annehmung eines zumahlen obschon herzigen, an sich aber eben darum verdächtigen Namens Cordulae?

„O! mit was einem scharpff - schneidenden Schwert hat sich die Berichtigte nit bewaffnet? Die Gattung dessen beschreibet der Apostl: Gladius spiritus quod est verbum Dei, ein scharpff - schneidend Schwert, das Wort Gottes Noch nit genug. Ist sie nit auch erschienen, mit einem scharpff - gewexten in den Busen gesteckten Messer? Ein glüendes, Bezeugschafft von diesem Gewehr Rupertus, ein spizig gewextes Messer ist der zum Lieben entzündete Geist, Flammeus ignis atque versatilis Bleibet dann nunmehr was weitheres gegen die Beklagte zu erproben übrig, als das sie endlich der That selbstn überzeiget werde“

„Hören Sie A. A. auf was Art sie auff dieser That erdappt worden.“ (Man gebe wohl acht, denn hier thut der Redner, wider seine Gewohnheit, gelehrt). „Alle Edle Seelen, welche des zergänglichen kothigen Welt. Wesen sich großmü-

„thig ent schlagen, leben wie Uranoscopus, ein
 „Meer - Fisch, so nur ein Aug auf der Stirn tra-
 „get, und mit solchen unabwendig gegen den Him-
 „mel sieht. Si amoris oculus est, unus est: Wann
 „das Aug recht verliebt ist, wendet Chilbertus diese
 „Gleichnuß an, so ist es nur ein Aug. Diese,
 „diese von heiliger Lieb eingenommene Seelen, sind
 „jene Christliche Anaxagoræ, welche nur darum ge-
 „bohren zu seyn sich rühmen, damit sie niemahls
 „mit verrucktem Aug gen Himmel sehen. Diese
 „seynd jene nackende Gymnosophistæ und wahre
 „Weltweise, welche sich von al-irdischer Ehren-
 „Begierd entblösen, und nur allein von dem Glanz
 „der Göttlichen Sonnen wollen bedeckt seyn! diese
 „seynd, mit jene erdichtete, sonderen würkliche Phæ-
 „nices, welche in denen heißen Flammen des Göttl.
 „Liebs - Feuer sich verzehrend, das Leben in immer-
 „währenden Singen zubringen: ardeant plumes,
 „si gaudeant pupillæ: verbrünnen gleichwohl die
 „Federen, der übrigen Sinnlichkeiten, wann nur
 „vergnügt liebt das Aug. Diese seynd jene neu-
 „entstandene Davides, welche in der Einfältigkeit
 „der Augen die Zwenfältigkeit verlohren
 „O wie genau und scharpff hat nit die Beklagte
 „das ehavor nach der Welt gehaltene Aug zugebru-
 „ket, mit den anderen in also verdoppleter zñhlen an
 „das Herz ihres Bräutigams sich gewaget, und
 „das Mittel dessen durch und durchschossen.
 „Messer, Schwert, Bogen und Pfeil (die zwey
 „letztere Inzuchten nur mit wenigen zu berühren)
 „wer ist es, so es an ihr nit noch ersehen, sie mit
 „sol-

„solchen vor ihren Geliebten stehend, ja das durch-
 „schossene Herz in ihren Gewalt antreffen könne?
 „Bey welcher Beschaffenheit und zusamm-gezoge-
 „nen trüffligsten Innzuchten, was bedarff es eines
 „weiteren Verschubs? und da die Beklagte durch
 „die vorgekommene Zeigschaffts- und anderen Ver-
 „dachts- Urkunden deß angegebenen Liebs- Ver-
 „brechen vollkommen überzeugt ist; hat dann nit
 „das Göttl. Liebs- Gericht alles Recht und Fueg,
 „zu Fehlung eines peinlichen Liebs- Urthel zu
 „schreiten? „

Es fraget sich nunmehr, wie die Beklagte sich
 vertheidigen werde? und das kann in dem Munde
 eines solchen Redners, nicht anders als possierlich
 gerathen. Er sieht es zuvörderst ihrer ganzen Per-
 son an, daß sie sich nicht sicher weis: „Das nider-
 „geschlagene Aug, ein überweisender Verräther des
 „angegebenen Unthats; das Stillschweigen des
 „Munds, ein Sprach, welche nur die Überwisene
 „Schuldige zu reden gezwungen seynd; die Entfär-
 „bung des Angesichts, jene allgemeine Schaam-Rö-
 „the, deren auff frischer That erdappten Ubelthäteren,
 „seynd auch bey gegenwärtig Beklagten, mehr eine
 „abgetrungenene als freywillige Bekanntnuß. „ Hier-
 „auf läßt der Redner das Fräul. den Busen eröffnen,
 und ihr eignes tieff ist verwundetes Herz denen
 Richteren vorweisen; ja sie beruft sich auch auf
 einen Vorredner, wie es hier heißt, und es wird
 wohl niemanden zuwider seyn, daß dieses die gött-
 liche Liebe selbst ist. Wir wollen doch seine Schuß-
 Rede hören.

„Er zeigt sich Eingangs ganz entristet zu seyn,
 „daß das göttl. Liebs. Gericht den klagenden Gespons
 „zur Criminal-Anklag habe mögen gelangen lassen,
 „da doch eine ausgemachte Rechts. Lehr seye, daß
 „jeder Kläger ipso facto & jure von der Anklagungs-
 „Befugniß ausgeschlossen seye, welcher eben des
 „nemblichen Verbrechens schuldig bewisen werden
 „könne. Stehet dann mit diser Ankläger
 „(man merke wohl, daß es der göttl. Gespons ist) in
 „dem Gerichts-Buch des göttl. Liebs-Gerichts, als
 „ein durch viele in solchen einregistriret von ihme
 „ausgeübten derley Liebs-Thaten sattfamb überzeig-
 „ter Bergewaltiger und verschreittigster Herken-
 „Rauber? Seye dann nit von ihme in disen Buch
 „zu lesen, daß er mitten in der Nacht von dem Ja-
 „cob an der Leiter erdappt worden? Daß Joannes
 „ihne einen Diebs. Schlüssel in der Hand haltend
 „ersehen, apperit & nemo claudit? Daß er gegen
 „seine vertrautiste Lehr. Jünger, denen er, was die
 „Kunst und Vorthel Herzen zu rauben anbetrifft,
 „nichts verhalten, sich einen vornehmisten Meister
 „diser Diebs. Kunst, omnia traham ad me ipsum,
 „und derley Diebs-Stall berühmet? Seye von
 „ihme nit als eine Welt-Kundige keines Beweiß
 „nöthige Sach angemerket, daß er zu aller Zeit mit
 „gefährlichen Liebs-Strick und Garn behängt gewe-
 „sen? ein uralter Zeig betitle ihne dannenhero einen
 „immer herum-lauffend, herumstreinenden, behen-
 „den Herzens-Rauber, Accelera, festina, prædare.
 „Jesaiæ 8. Das Visum repertum nemme
 „wer da will in seinen heimlichen einsamben Raub-
 „Win

„Winkelen, die Warheit solicher gewaltsamisten
 „Thaten werde sich darlegen ein unbeschreiblich
 „grosser Hauffen der tödtlich verwundeten Herzen
 „anzutreffen seyn. Da liegen mit allem ungerechten
 „Gut, das Herz eines Matthäi, Zachai und Pu-
 „blicanen; dort das mit einer Donnerkeil durch-
 „schossene Herz Pauli. In einer von allen menschl.
 „Umgang ganz abgesonderter Krufft noch durch
 „verbottenen Schand-vollen Wucher fleischlicher Lieb
 „zusammen-gescharren kostbaren Geschmuck, das in
 „dem heissisten Liebs-Brand gegen ihn gestellte Herz
 „Magdalena. In allen Ecken des Gemachs ein
 „unzählbare Meng zusammen gefangener Herzen
 „deren Könige, Mächtigen, Reichen der Welt,
 „denen er Scepter, Purpur, Stammen-Brief,
 „Reichthumb, und Ehren, wo nit mit Gewalt,
 „doch mit eintrünglichsten Schmeichelen, Jugum
 „meum suave, enzogen, sie biß auff das Hembd
 „aus- und in Bettler-Säck bekleidet. Wie vielen
 „Eltern habe er nit ihre liebe Kinder verführet, selbst
 „Ehgatten getrennet, sich der keuschisten Jung-
 „frauen bemächtiget, bis sie in sein Liebs-Netz ge-
 „fallen zc. „ Es kömmt immer ärger: der Schutz-
 „redner bezüchtiget den Gespons gar, er habe der
 „Beflagten ein zauberisches Liebs-Getranck bey-
 „gebracht: woben denn alle die verliebten Stellen
 „aus dem Hohenliede auf eine romanhafte Art ange-
 „bracht werden. Es ist uns nicht möglich, den pö-
 „belhaften Plunder herzuschreiben. Er machet zulezt,
 „auf gut Blau-Röckelisch, den Schluß: „ohne
 „Herz könne seine Clientinn nicht seyn; da nun der

„Gespons sie um das ihrige gebracht, sey es ihr
 „auch nicht zu verargen, daß sie sich des seinigen
 „bemächtiget habe.

Er fragt nunmehr die A. A. was sie von dieser
 Sach halten? woben er die Gründe beyder Par-
 teyen, wieder auf eine höchst unanständig possierliche
 Art zusammen hält; bis er endlich auf das Urtheil
 kömmt, welches wir ganz hersehen, und damit die-
 sen Artikel beschließen wollen.

„In peinlichen Liebs-Gerichts. Sachen, die in
 „puncto eines gewaltsamen Raubs und tödtlicher
 „Verwundung des Herzens ihres Gelibristen höche-
 „ster Majestät seyenden Gespons angeklagte, zu Ver-
 „haft gebrachte, und hier mit denen Banden und
 „Fäßlen heiliger Lieb würklich gebundene unschuldig
 „Schuld bahre, nachdem von ihr nunmehr angenom-
 „menen Nahmen, Cordula de corde Jesu genennet,
 „betreffend, wirdet auf die von selber freywillig ge-
 „thane Bekantnuß, auch ehevor durch unverwerff-
 „liche Inzüchten und Zeigschafften beschehener Über-
 „weisung nach reiffer der Sach Überlegung hiermit
 „zu rechten erkannt, daß sie, wegen der an ihren
 „höchsten Gespons ausgeübt unschuldigist. heiligen
 „Liebs-Verbrechen, ihr zur wohlverdienten glücksee-
 „ligsten Straff, anderen aber zu einem erspieglenden
 „und zu verley Thaten auff eyfferenden Exempl, an
 „das Creutz zu ihren Geliebten mit ebenmäßigen von
 „dem Göttl. Liebs-Gericht selbst verfertigten
 „dreyen Nägelen angenaglet, und hieran eines
 „süßisten Liebs-Todts sterben solle.“

Hierauf

Hierauf erkläret der Redner der neuen Nonne dieses Urtheil nach seiner gewöhnlichen Art; nennet das Klosterleben, welches sie antreten soll, auf eine sehr sinnreiche Weise, einen glorreichen Galgen, und nach dem gewöhnlichen Wortspiele, daß die Drey Nägel, die Treu sind, die sie künftig ihrem himmlischen Bräutigam schuldig sey, tummelt er sich bis ans Ende, in lauter possirlichen Einfällen und läppischen Ausdrücken hindurch.

Würden wohl Fleschier und Bourdaloue, bey einer so wichtigen Sache, als die Einfirkerung eines jungen unschuldigen Kindes auf Lebenslang ist, so gepickelt haben? Warum muß doch der Geist eines Hanswursts auch auf der Kanzel herrschen, und selbst bey so vermeynten heiligen Handlungen, seine thörichten Schwänke ausframen? Die katholische Religion hat gewiß nicht Schuld daran. Die obenannten französischen Kanzelredner waren ja eben so gut, ja noch viel besser katholisch, als unser Fren. Reichs- wohlgebohrner Herr Tänzl von Trätzberg. Aber sie hatten zugleich eine gesunde Vernunft, und einen durch die schönen Wissenschaften geläuterten Geschmack; die sie lehrten, was ein Redner sagen könne und müsse, um weder sich, noch die Kirche lächerlich zu machen.





V.

Fortsetzung des Amilecs, oder von den Samkörnern der Menschen.

Sndessen, daß ich meine Rechnung machte, ward ich einen Geist gewahr, der einige Samkörner in einem gläsernen Bächer gewaltig schüttelte. Ich fragte ihn, warum er das thäre? Wir kriegen bisweilen Körner, sprach er, die mit besondern Eigenschaften versehen, aber so vertrocknet sind, daß wir besorgen, sie möchten sich nicht erhalten. Diesem Unfalle zu begegnen, amalgamiren wir sie, wie du siehst, mit Finanzierkörnern. Dieß z. E. hat zwar keine sonderliche Eigenschaften; aber es ist dick und fett, und hat Saft im Ueberflusse. Im Amalgamiren, theilt eins dem andern mit, was ihm fehlet. Aber zum Unglücke verlieren die guten Körner etwas von ihren Eigenschaften, indem sie mehr Bestand bekommen; und umgekehrt.

Indem rief Amilec, der den Kopf zum Fenster hinausgesteckt hatte, überlaut: Endlich kriegen wir Nachrichten aus dem Monden! Ich sehe einen Läufer kommen, den mein Berwäser Zamar ohne Zweifel an mich abgeschicket hat. Ein Bliß fährt nicht so geschwinde durch die Luft, als er kam. Augenblicklich war er da, und legte ihm Zamars Brief zu Füßen. Alle Geister im Vorrathshause umringten ihn, und thaten ihm tausend Fragen. Was machen die Vernunftlehrer im Monden? Ich habe tausend

tausend Mühe mit ihren Körnern. Spißfündige Vernünftler finde ich genug; aber fast keinen einzigen Vernünftigen.

Wie steht es mit den lunarischen Naturforschern? Das muß ein herrliches Land seyn, Lustschlösser in Lehrgebäuden zu bauen! . . . Und wie sind die Beschüger der Gelehrten, die Mäcenen fortgekommen? Ich habe so viel Körner von ihnen auf der Erde gesammelt, daß schon ein großer Mangel daran gespüret wird.

Kurz, sie redeten fast alle zugleich; und Amilec rief ihnen. Sie traten in einen Kreis um ihn her, und er las den erhaltenen Brief laut vor.

Zamar dem Amilec,
Großmeistern der Menschen-Manufactur;
alles Wohlergehen!

Berühmter Amilec,

Es sind, wie du weißt, 500 Jahre, daß ich auf deinen Befehl von der Erde abgieng, den Mond zu bevölkern. Der Uebergang geschah bald und glücklich. Ich hatte alle Menschenkörner, die du mir anvertrauet hattest, so gut eingepacket, daß ich auf dem ganzen Wege auch nicht ein einziges verlor.

Aber wie erschraek ich, als ich den Mond, nach dem Verhältnisse seiner Größe, viel bevölkert antraf,
als

als ich die Erde verlassen hatte! Ich untersuchte die Ursache, und glaube sie gefunden zu haben.

Du weißt, daß die Körner der Unverschämten Gecken (Etourdis) sehr wenig Bestand haben, sehr flüchtig und leicht sind; ja leichter als die Luft selbst. Sobald sich ein Korn von solchen Leuten trennet, so fällt es nicht zu Boden, wie andre Körner; schwebt auch nicht in gewisser Höhe in der Luft; sondern fliegt in die Höhe: und je trockener es wird, desto höher steigt es empor; bis es die höchste Luft erregend erreicht; wo es von der reinsten Himmelluft bald hier, bald dahin getrieben wird.

Außer dem weißt du, daß die Mondenluft sehr dünne, leicht und lebhaft ist; folglich mit den Samkörnern der Gecken viel Aehnlichkeit hat. Indem nun der Mond um die Erde lief, begegneten ihm etliche solche zerstreute Körner, die sich in seiner Luft gleich befruchtet, vereinigt, und verschiedene Klumpen auf seiner Oberfläche gemacht haben. Ein günstiger Sonnenstral ist ohne Zweifel dazu gekommen: und sieh da! Es fiengen sich Menschen an auszubrüten; diese zerstreuten sich, und bevölkerten den ganzen Mond.

Nicht nur Menschenkörner erhoben sich hieher; selbst von Pflanzen und andern Thieren stiegen sie auf; so daß nichts auf der Erden ist, das man nicht auch im Monde finden sollte. Indessen sind alle diese Körner unterwegs sehr vertrocknet; folglich haben auch die daraus entstandenen Dinge wenig Dauer. Das Leben der Menschen & C. ist allhier sehr kurz. Im zehnten Jahre ist man in seiner besten

sten Blüthe; im zwanzigsten fängt man an zu altern, und im dreyßigsten ist man im höchsten Alter. Allein was Wunder? Selbst auf der Erde soll ja ist nichts gemeiner seyn, als Greise von dreyßig Jahren.

Noch mehr! und das wird dich Wunder nehmen, großer Amilec: die Mondluft ist voll gewisser ansteckender Theilchen, die Pflanzen und Thiere vergiften, und alle Fruchtbarkeit in ihnen ersticken. Dergestalt sind im Monden Pflanzen, Thiere, Männer, Weiber, alles unfruchtbar; kein Wesen pflanzet sich selbst fort.

Glaube darum nicht, daß auf dem Monde etwas fehle. Die Erde sorget dafür, und würde an allen Gattungen, sonderlich an Gecken, zehn und mehr Monden versorgen; wenn sie selbige in ihrem Umkreise hätte. Uebrigens brüten sich die Kinder auf der Oberfläche des Mondes aus: und in gewissen Jahreszeiten geht man sie zu sammeln; wie man auf der Erde die Pilze sammlet.

Diese Findelkinder theilet man verschiedenen Leuten aus; einem mehr, dem andern weniger, nachdem sie Vermögen haben, und die Aernte beschaffen ist. Es ist etwas sonderbares, die Liebe zu sehen; welche die Hausväter gegen diese Kinder haben, die ihnen doch nicht gehören, und die sie, wer weiß woher? bekommen. Allein das ist ein Zeugniß von der Vorsehung; davon ihr auch auf der Erde Exempel genug habet.

Sobald ich mich von diesen Dingen sattfam unterrichtet hatte, war ich begierig, das Naturell und

die Sitten dieser Mondenbürger zu kennen. Ich hätte es aber mit leichter Mühe errathen können. Die Art der Geckenhörner, daraus sie entstanden, hat einen großen Einfluß in sie. Außerdem bewohnen sie einen Planeten, der um seinen Mittelpunct, um die Erde, und um die Sonne zugleich rollet. Ist es wohl anders möglich, als daß ein so vielfältiges Wirbeln ihr Gehirn in Unordnung bringen muß? Die Köpfe gehen auch ihnen in die Runde. Nichts ist närrischer, als die Mondbürger. Sie sind so ausschweifend, daß sie glauben: man könne nicht glücklich seyn, ohne ein Narr zu seyn; und sehn also die Thorheit für die nützlichste Eigenschaft eines Menschen an.

Dem zu Folge hat man im Monde Schulen für Gecken oder Narren aufgerichtet, darinn man sehr zunimmt: eben sowohl, wie man auf der Erde dergleichen zur Weisheit und Klugheit gestiftet hat, darinn man sehr wenig lernet.

Bey euch, erleuchteter Amilec, glaubet man, der menschliche Verstand sey sehr eingeschränkt; und will ihn erweitern: hier hat er zu viel Kenntniß, und man bemüht sich ihn ins Enge zu ziehen. Die Erdbürger sagen: der größte Geist hat doch nur einen kleinen Umfang; darinn ist er verschlossen, und bleibt in der Unwissenheit: tritt er aber heraus, so schweift er aus. Die Mondbewohner klagen auch, und sagen: der allerdümmste Kopf ist noch viel zu scharfsinnig. Er sieht zuviel Dinge; und das zerstreuet und beunruhiget ihn nur. Wie

Wir sind ja nicht gemachet, zum erkennen; sondern zum empfinden und zum genießen.

Auf Erden ermahnet man die Leute, alles zu verachten, und sich in nichts zu vergaffen: hier im Monde rath man, alles zu lieben, sich mit allem die Zeit zu kürzen. Man verirret sich bey euch, weil man alles ergründen will: hier aber, weil man nichts fattsam ergründet. Man ist unglücklich bey euch, weil man nicht klug genug ist: bey uns aber, (denn das Glück ist nirgends zu finden) weil man nicht närrisch genug ist. Man ist es zwar so ziemlich: aber etwas Nachsinnen bleibt noch immer; und das quälet nur! Um glücklich zu seyn, muß man entweder sehr viel, oder gar kein Nachsinnen besitzen.

Indessen streben die Mondbürger eben sowohl nach Glückseligkeit, als die Erdbewohner; aber durch andre Mittel. Ihre Lehren zielen dahin, die Empfindung des Bösen zu schwächen, und den Geschmack der Vergnügungen zu erhöhen. Man schreyet hier eben sowohl wider die Liebe, als auf der Erde; aber aus ganz andern Ursachen. Auf der Erde saget man: die Liebe sey eine Klippe der Weisheit; im Monden nennet man sie eine Klippe des geckhaften Wesens. In der That, sobald ein Geck liebet, so hebet er an zu denken, und vielleicht zum erstenmale. Kaum den Göttern ist es gegeben, saget man hier, zugleich verliebt, und ein Geck zu seyn.

Uebrigens wird man hier lange nicht so alt, als bey euch, ob es gleich keine Arzte giebt. Die Gerechtigkeit wird hier schlecht verwaltet; ob es gleich

keine Sachwalter oder Ausleger der Rechte giebt. Man sieht wenig Keusche; ob es gleich keine Gelübde der Keuschheit giebt.

Die Wissenschaften werden nicht sehr getrieben, auch nicht geliebet: gleichwohl giebt es viele Naturkündiger; die sich aber nicht für Gelehrte, sondern für physikalische Kaufleute ausgeben. Die ins Große handeln, bauen neue Systeme. Sonderslich treiben sie die Lehre von der Vielheit der Welten sehr hoch. Sie wissen, daß Mercur, Venus, und alle Planeten mit ihren Trabanten, soviel bewohnte Erdfugeln sind. Sie wissen auch, daß jeder Fixstern eine Sonne ist, die ihre Weltkugeln erleuchtet. Aber sie geben auch vor, daß jedes kleine Wasserkügelchen, welches, wie ein jeder weiß, sich in die Runde drehet, eine kleine Welt seyn muß, in deren Mittelpuncte eine kleine Sonne ist, welche etliche noch kleinere Erdfügelchen erleuchtet, die um sie laufen.

Wenn also ein Mondweiser ein Glas Wasser trinkt, so sieht er sich für ein Ungeheuer an, das eine unglaubliche Menge von Sonnen, Erdfugeln, Monden und Welten einschlingt. Was nun so eine Wassermelt gegen uns zu rechnen ist, das mag wohl unsre Welt, in Ansehung einer dritten seyn. Vielleicht machet unsre Sonne, mit allen Wirbeln der Fixsterne zusammen, nur einen Tropfen Feuchtigkeit aus, den irgend ein ungeheures Thier, so einen noch abscheulichern Planeten bewohnet, ebester Lage verschlingen wird.

Die Kaufleute die nur physikalische Krämer sind, ver-

verlassen das Ganze, und lassen sich nur auf Theile ein. Ein Stein, ein Salz, ein Ungezieser, ein Nichts, kann sie ihr ganzes Lebenlang beschäftigen. Man gebe einem eine Fliege und ein Vergrößerungsglas: sogleich hebt er an zu gucken, zu beschreiben, abzuzeichnen, und viele Beobachtungen zu machen. Drey Bände werden bald die Frucht seiner Arbeit seyn. Der 1) wird den Kopf, der 2) den Rumpf, der 3) seine Füße und Flügel abhandeln. Endlich wird er noch einen Anhang, von dem Unterschiede der Männchen und Weibchen hinzusetzen.

Kurz, die ganze Mondenphysik ist diese. Man hat erst vernünftelt, und sich nicht wohl dabey befunden; hernach beobachtet, und sich nicht besser befunden. Einige haben beydes zugleich thun wollen; sind aber durch die Langsamkeit ihres Fortganges abgeschreckt worden. Darauf kamen die Leute zu ihnen, die da versichern: das Ganze sey größer als sein Theil, und drey weniger eins sey eben so groß, als zwey; und sagten: Ihr werdet ewig fehlen, wo ihr uns nicht zu Führern wählet! Da habet ihr einen Zirkel, und Rechenpfennige: Messet und rechnet. Ohne das, ist kein Stern, kein Glück! Man glaubte ihnen, und baute auf ihren Grund: aber als man ihre so klaren, so gewissen Regeln brauchen wollte, so merkte man, daß sie sich zu gar nichts schicken wollten.

Die lunarischen Naturforscher haben noch eins versucht. Das Werk Gottes schien ihnen zu groß: darum theilten sie sich darein, wie in eine Erbschaft. Ein jeder arbeitete für sich. Als sie nun wieder zu-

sammen kamen, sahen sie ganz erstaunet, daß ein jeder eine besondere Sprache redete, und keiner den andern verstund. Einem jeden ward auch sein Antheil so weitläufig, daß er ihn nicht überschauen konnte. Hernach hängt in der Welt alles zusammen, so daß man eins, ohne das andre nicht erkennen kann. Etwas wenigens recht zu wissen, muß man fast alles verstehen. Endlich hat man sich entschlossen, immer mehr Beobachtungen zu sammeln. Man thut: ihre Zahl wird schon zur Last; und der Verstand verliert sich drinnen: wo nicht bald ein Amphion erscheint, der sie mit seiner Leyer in einen künstlichen Bau zusammen zaubert.

Es giebt auch Polyhistoren im Monden. Drey Werke machen viel von sich zu reden. Das 1. heißt: Schauplatz des menschlichen Lebens, oder Sammlung von Kleinigkeiten*. Raum erschien es, so ward es verbothen. Man versammelte die berühmtesten Narren, (d. i. als wenn man bey euch sagte, die weisesten Männer) das Werk ward possesshaft untersucht und verdammet, der Verfasser aber eingesperrt. Das 2. lunarische Werk ist das große** Universallexicon, darinn man von allem reden, und nichts verstehen lernet; ein Werk welches für Fauenzler sehr nützlich ist, und ohne welches kein Halbgelehrter sich behelfen kann. Das 3. hieß: Ein Blick auf die Welt, und alles was sie enthält, worinn man den Unverstand der Natur, durch die Seltsamkeit, Mangelhaftigkeit und Un-

* L'Esprit des Loix.

** Die Encyclopädie.

Unbeständigkeit ihrer Werke, erweist*; von Ataman, physikalischem Großhändler.

Dieser Ataman ist sehr berühmt im Monde, wegen seiner physikalischen Seltenheiten; z. E. Eines gleich anfangs, beim Zusammenlaufe der Stäubchen versteinerten Menschen. 2) Ein ziemliches Stück denkender Materie. 3) Eine Phiole voll Spiritus animales. Man sieht zwar nichts darinn; aber man kann ja eben so gut glauben, daß sie darinnen sind, als im Gehirne. 4) Ein Splitter von der Sonne, der bey einem plumpen Anstoße eines Kometen abgesprungen. Ein Fangeisen, darinn man elementarische Geister, Archäen, vegetabilische und sensitivische Seelen gefangen hat. u. d. m.

Ich komme endlich auf mich, und meine Arbeit. Ich zweifelte anfänglich, ob ich das Land noch mehr bevölkern sollte. Endlich beschloß ich, seinen Becken rechtschaffene Menschen entgegen zu setzen. Ich habe viele Jahrhunderte zusehen, und bemerkt, daß die Weiberkörner besser fortkommen, als die männlichen. Weise Männerkörner hingegen gedeihen so schlecht, als ob ich sie ins Feuer geschmissen hätte. Noch ist mir kein einziger Mann gerathen, der denken könnte: so daß im Monde noch fast alles so ist, wie ichs gefunden habe.

Aus dem allen siehst du, erleuchteter Amilec, daß meine Gegenwart im Monde nicht sehr nöthig ist. Sobald ich Befehl erhalte, komme ich zu euch, und bringe die wenigen übrigen Körner ins Vor-

rathshaus. An einen so undankbaren Boden will ich sie nicht verschwenden. Ich bin mit vollkommener Ergebenheit

Erlauchter Amilec,

An der linken Spitze des ersten Viertels
vom Märzmonde 501.

Dein eifriger Verweser
Zamar.



VI.

Anthologiae Graecae a Constantino

Cephala conditae L. III. Duo nunc primum, tertius post Jenſium iterum editi, cum latina interpretatione, commentariis & Notitia Poetarum.

Lipsiae. In Bibliop. Gleditschiano 1754. in 8.

p. 272. & Not. 262. ohne Vorrede
und Register.

Unſer gelehrter Herr Profeſſor D. Reiske, der uns schon in den Miscellaneis Lipsienſ. bisher ſchöne Proben von einer vorhin ungedruckten griechiſchen Anthologie zu leſen gegeben; liefert uns iho den völligen Abdruck derſelben in einem beſondern Bande. Er nennet ſich vor der Vorrede; und meldet, daß er in dieſem Bande, die dort angefangene Arbeit fortſeße, und nunmehr alles das liefere, was der ſo genannte Codex Lipsienſis davon noch in ſich hält. Das I. B. nennet er Muſam puerilem. oder Stratonicea, und geſteht, daß es viel

viel Unehrrbares, nach den verderbten Sitten der alten Griechen, in sich halte. Das II. B. aber halte fast XXX kleine Gedichte in allerley Versarten in sich, dergleichen auch im Horaz, aus allerley vermischten Sylbenmaassen zusammen gesetzt vorkommen. Außer diesen nun, die in den Miscell. Lips. stehen; und dem großen Vorrathe, den man aus Salmasens, Holstens, Grubers, Reinesens, Spons, Murators und Pococs Sammlungen zusammen tragen könnte, liefert nun der Herr Prof. alles übrige, was der Leipziger Codex in sich hält; und noch nicht gedruckt war. Denn das III. B. verliebter Gedichte, steht im IX. B. der Leipz. Miscell. Die Zuschriften und Grabschriften, oder das IV. und V. B. findet man hier; und dabey höret dieser Codex auf. Zum Anhange hat er noch die übel so genannten *ἐπιδεικτικαί*, oder besser *ἐκφραστικαί* oder *Miscellanea Carmina* beigefüget, die Jensus, Rector zu Rotterdam, schon vor ihm herausgegeben hatte.

Was er nun dabey geleistet habe, müssen wir kürzlich anzeigen. Er will selbst keinen Lobredner dieser überbliebenen Brocken alter griechischer Poeten abgeben; mag auch kein solcher Bewunderer derselben heißen, als der gelehrte Spanier Emanuel Martinus gewesen*. Er billiget vielmehr die Bescheidenheit Davassors, der bey Fabricius, in der griechischen Bibl. die Sammler und Heraus-

St 5

ge-

* Dieser saget: *Epigrammatum Græcorum collectione, quæ Anthologia nomine circumfertur, vix aliquid ad nos pervenisse antiquitatis eruditæ monumentum, vel utilius, vel illustrius.*

geber der Anthologien, nur mäßig lobet. Denn der Herr Prof. R. besorget nicht unbillig: es möchten viele das unnütze Lob der Anthologien, mit einer desto größern Verachtung derselben erwidern; und wohl gar vorgeben, er habe seine Mühe auf unnütze und schlechte Kleinigkeiten verwandt. Er schüzet sich aber dagegen, durch die Beyspiele so vieler großen Männer, die so viel Fleiß auf die Ausfertigung griechischer und lateinischer Sinngedichte gewandt haben.

Nun erzählet der Herr Verf. in seiner Vorrede alle seine Vorgänger unter den Alten und Neuern, die solche kleine Gedichte gesammelt haben. Man muß dieselben bey ihm nachlesen, denn ihre Zahl ist für uns zu groß. Den ersten Ursprung derselben leitet er von der Erkenntlichkeit der Menschen gegen die Gotttheit her, wenn sie Geschenke in die Tempel gebracht, und kleine Aufschriften, von ihrer Veranlassung zu denselben, beygefüget haben. Sodann hat man auf die Gräber ein Lob der Verstorbenen; auf öffentliche Denkmäler nach Siegen, auf Tempel, Schwiebbogen, Schlösser, Thore, Brunnen, Bäder, Säulen, Übungsplätze, und andre Zierden der Städte, solche kurze poetische Einfälle gesetzt. Endlich hat man auch zum Zeitvertreibe auf die Priapen in Gärten, oder unter Bilder in Privathäusern, etliche Zeilen geschrieben. Alles dieses ist hernach von fleißigen, oder lustigen Köpfen gesammelt, und also auf unsre Zeiten gebracht worden. Ihre Schicksale haben Bavassor, Martinus, und Fabricius beschrieben: daraus der Hr. Pr. R. das

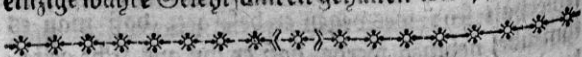
das nöthigste kurz zusammen fasset; und eine große Kenntniß und Beurtheilungskraft überall zeigt.

Nach dem Meleager, Philippus, und Agathias, den der Herr Prof. sehr hoch schäzet, folget Constantin Cephalas im X. Jahrh. und sodann Plaznudes im XIII. Jahrh. nach Ehr. Geb. Diese letztern haben die alten Anthologien nicht nur von vielen Unfläterenen gesäubert, sondern auch vermehret. Er untersucht hierauf: ob es wahr sey, daß alle heutige Codices der Anthologien aus der vaticanischen Handschrift hergestossen? Sodann zeigt er den Unterschied des Leipziger Codex von den andern bekantten; gesteht auch, daß selbiger unstreitig sehr fehlerhaft sey: weswegen er besorget, daß man es ihm übel nehmen werde, daß er ihn ans Licht gestellet: wie er denn auch aus Bescheidenheit sich entschuldiget, daß er sich eben erkühnet, in diesem Felde zu arbeiten; nachdem Dorville darüber gestorben.

Allein er bezeuget, daß er aus bloßem Eifer, der gelehrten Welt zu dienen, diejenigen Arbeiten fortzusetzen entschlossen sey, die von andern angefangen worden. Er wüßte es wohl, daß Dorville auf diese Anthologie so eifersüchtig gewesen, als immer ein türkischer Sultan auf seine Rebsweiber seyn kann. Allein im Tode höre diese Leidenschaft auf; und es sey genug, zu bekennen: daß selbiger solchem Werke völlig gewachsen gewesen; und daß er sich bey dessen Leben, niemals an dieselbe gewaget haben würde.

Wie er sich gegen die Lebendigen vermahre, dürfen wir nicht melden. So viel können wir bezeugen,

gen, daß er, auch wo er seinen Text zu verbessern nöthig gefunden, doch allezeit die wirkliche Lesart der Handschrift gemeldet, und seine Muthmaßungen bescheidenlich gewaget habe. Auch große Männer haben nicht mit allen ihren Verbesserungen Beyfall gefunden. Und ein jeder nachfolgender Herausgeber hat an seinem nächsten Vorgänger viel auszusetzen, u. s. w. Wir freuen uns, daß wir auch durch dieses Exempel unsers Herrn D. Reiske, zeigen können, daß es auch zu unsern Zeiten, und auf unsrer hohen Schule, noch Männer gebe, die in der alten griechischen Litteratur, die von vielen für die einzige wahre Gelehrsamkeit gehalten wird, stark sind.



VII.

Nachricht von der kaiserl. königl. erst
den 24sten May 1754 allhier in Wien vol-
lendetem Weltmaschine *.

Die vor einigen Jahren, auf allerhöchsten Befehl Sr. kaiserl. Majestät, unsers allergnädigsten Herrn, angefangene Weltmaschine, ist nunmehr vollkommen zu Stande gebracht, und den 24sten May dieses 1754sten Jahres in die allhiefige kaiserl. königl. Bibliothek zu dem Ende gesetzt worden: damit alle Kenner und Liebhaber der astronomischen Wissenschaften sowohl, als diejenigen, welchen die mechanischen Künste bekannt sind, dieselbe in allen ihren Stücken betrachten können. Es haben schon viel gelehrte und große Männer in Eng-

* Diese Nachricht ist uns aus Wien zugefertiget.

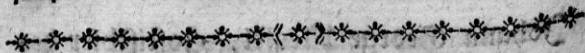
verfertigten kaiserl. Weltmaschine. 461

land und in Frankreich Hand angelegt, ein mechanisches Werk von dem Systemate Copernicano zu verfertigen. Sollte aber ihre obschon kostbare, nette und schöne Arbeit mit erstgedachter Weltmaschine in Vergleichung kommen: so würde man wahrnehmen, daß die bisher so hochgeschätzten und aller Orten belobten Systemata, so wohl in Ansehung der fleißigen und zierlichen Handarbeit, als der Erfindung verschiedener Bewegungsarten, der hiesigen den Vorzug auf keinerley Weise streitig machen. Der Umfang ihrer ganzen Größe hat nach der Höhe sechs, im Durchschnitte aber drey Schuhe. Das äußerliche Ansehen wird durch schöne, geschliffene Spiegelgläser rund herum verherrlichtet, da man auf diesem runden gläsernen Felde nicht allein den ganzen Thierkreis in seiner natürlichen Verhältniß sieht; sondern auch dadurch alle Planeten, und die ganze von Messing, Kupfer, Eisen, Stahl, und Silber mit aller möglichsten Nettigkeit verfertigte Arbeit, mithin fast den ganzen innerlichen Zusammenhang des unvergleichlichen Werkes mit aller Bequemlichkeit entdecken kann. Wir nennen es mit Recht ein unvergleichliches Werk, weil auch die allergrößten Künstler der Welt dergleichen bisher weder erfunden haben, noch zu verfertigen vermögend gewesen. Dieses Systema stellet den Lauf aller Planeten so genau vor, daß dadurch alle Phänomena, welche man in, und durch die Bewegung der Planeten am Himmel beobachtet, zum Vorschein kommen; nämlich das Stillstehen, das Zurückgehen, und das Vorwärtsgehen der Planeten, die

die Motus vertiginis, Ascensus, und Descensus, die Aphelia, und Perihelia, die Nodi, die Eclipses solis, lunæ &c. die Immerfiones, und Emerfiones Satellitum Jovis & Saturni. Man kann mit einem Worte verfichern, daß alle Bewegungen, und Berechnungen, derer Vorftellung man faft bis auf den heutigen Tag für unmöglich gehalten, durch diefe Maschine erwiefen, und vor Augen geftellet werden. Eine acht Tage langgehende Perpendikeluhr, welche man faft nicht gehen höret, und fonft kaum wahrnimmt, fezt das ganze Werk in feine gehörige Bewegung; jedoch dergeltalt, daß man die Bewegung der Uhr durch ein geringes Schieberlein von dem ganzen Weltgebäu auf einen Drucker abfondern, und das Systema mit der Hand ohne einzige Beschwerlichkeit in eine gefchwindere und fichtbarere Bewegung bringen, folglich alle zukünftigen Phœnomena, wahrnehmen, und die Ephemerides verfertigen kann. Will man hernach das Werk wiederum in feinen vorigen Gang fezen; fo treibt man es fo viel zurück, als es vorwärts getrieben worden: durch den Schieber aber wird es wiederum mit der Uhr in den vorigen natürlichen Gang gebracht. So fehr man bey Betrachtung diefes Werks fich über die Kräfte der menschlichen Vernunft verwundern muß: fo fehr wird man erftaunen, daß ein vormals aller mechanischen Künfte und Regeln unfündiger Tischler oder Schreiner, es ausgefonnen, und zu Stande gebracht. Der Erfinder und Mechanicus diefer vortrefflichen Maschine ist

Johann George Nessel, Hofschüler des Herrn Grafen von Schönborn Excell. zu Wisenheit in Franken. Das hessendarmstädtische kleine Städtlein Alsfeld aber hat die Ehre, der Geburtsort dieses ungemein großen Künstlers zu seyn.

Dieser 60jährige Mann bekam erst vor zehn Jahren die Lust, den Lauf der Planeten zu beobachten, und brachte es in kurzer Zeit soweit, daß er nicht allein die astronomischen Rechnungen untersuchen, sondern auch widrige Meynungen entdecken, beurtheilen und verbessern konnte. Da nun Kenner und Liebhaber astronomischer Wissenschaften dieses Werk mit aller Aufmerksamkeit untersucht, es auch für dasjenige erklärt haben, für was man es hier angiebt; insonderheit aber dem Künstler zu allerhöchster Gnade, und der Maschine selbst zu ausnehmendem Ruhme gereicht, daß Seine kaiserl. Maj. unser allergnädigster Herr, ein sonderbares allerhöchstes Wohlgefallen darüber zu erkennen gegeben; da allerhöchst dieselben den Erfinder und Verfertiger Johann Georg Nessel, nachdem er sonst vollkommen befriediget worden, nicht nur mit einer Gnadentette, und dem Titel eines kaiserlichen astronomischen Hofkünstlers, sondern auch mit einem jährlichen Gehalte auf seine Lebenszeit zu begnadigen geruhet haben: so arbeitet man bereits an einer genauen, und ausführlichen Beschreibung dieses Systematis; damit Kenner und andre gelehrte Liebhaber astronomischer Wissenschaften mögen überzeugeuget werden, daß dieser kleine Vorbericht nichts anders ankündige, als was in der That sich befindet.



VIII.

Auszug aus des Herrn Batteux,
 öffentlichen Lehrers der Redekunst zu Paris,
 schönen Künsten, aus dem einzigen Grundsatz der
 Nachahmung hergeleitet: zum Gebrauche seiner
 Vorlesungen mit verschiedenen Zusätzen und An-
 merkungen erläutert, von Joh. Chr. Gottscheden.
 Leipzig verlegt Bernh. Chr. Breitkopf, 1754.

in 4. 1 Alph. und 6 Bo en.

Des Herrn Batteux sehr nützlich Werkchen
 ist nicht nur durch zwei französische Ausga-
 ben, sondern auch durch zwei deutsche Ueber-
 setzungen bereits bekannt geworden. An seiner
 Gründlichkeit und nutzbarem Inhalte ist also desto
 weniger zu zweifeln; da er auf der richtigen Spur
 der Alten einhergeht, und den vom Aristoteles vor
 mehr als 2000 Jahren festgesetzten Grundsatz der
 Nachahmung der schönen Natur, durchgehend ein-
 schärfet.

Eben dieses hat den Herrn Prof. Gottsched be-
 wogen, diesen so artigen Tractat zum Grunde aka-
 demischer Vorlesungen zu legen; und dadurch, wo
 möglich, den Strom irriger Lehren zu hemmen,
 welche die Natur der Dichtkunst nicht in der Nach-
 ahmung, sondern bloß in einem wilden Ausdrucke
 einer regellosen Einbildungskraft, den sie ästhetisch
 nennen, suchen wollen. Dieser reißt ih und eine
 Menge junger hitziger Köpfe mit sich fort, denen
 der Röder der Neuerung so reizend ist, daß sie ihm
 nicht

nicht widerstehen können: ungeachtet sie dadurch auf die Bahn des verderbten Geschmacks gerathen, und Anhänger des Unsinnnes werden, vor dem gescheide Dichter und Kunstrichter allezeit gewarnt haben.

Wäre nun der Herr Prof. mit den beyden vorhandenen Uebersetzungen allenthalben zufrieden gewesen; so hätte er die Mühe ersparen können, dieß Werkchen nochmals vor die Hand zu nehmen. Allein da sie hin und wieder mangelhaft, ja zuweilen ohne den Grundtext ganz unverständlich waren: so machte er sich selbst daran; wiewohl mit dem Vorsatze, etwas mehr zu thun, als seine Vorgänger. Diese waren bloße Uebersetzer geblieben: er aber wollte auch ein Ausleger davon werden. Er nahm also den bloßen Kern aus dem Herrn Batteur, drückte denselben kurz mit den gehörigen Redensarten aus; ließ aber die Weitläufigkeiten des Verfassers an vielen Stellen aus.

Er that noch mehr. Wo der Franzos, seinen Landsleuten zu gut, von der französischen Poesie, Musik, Malerkunst u. s. w. geredet hatte, davon manches unsern Deutschen nicht sehr bekant, oder auch zu wissen nicht nöthig ist: da setzte er, zum Vortheile seiner deutschen Leser und Zuhörer, Deutungen auf deutsche Sachen hinzu; oder gar, mit Weglassung der fremden, an die Stelle. Wo der Text irgend einer mehrern Bestätigung, durch Urthesen, Zeugnisse und Beyspiele der Alten und Neuern, nöthig hatte, da setzte er dergleichen in den Anmerkungen hinzu. Wo endlich des Herrn Batteur

Lehrsätze theils einer Einschränkung, theils einer Erweiterung, oder Erklärung nöthig hatten; da ließ er es auch hieran nicht fehlen; und entfernte sich dadurch von dem sonst gewöhnlichen Fehler der Ausleger, die ihren Text allezeit bewundern, und sogar in offenbaren Fehlern vertreten und vertheidigen.

Allein auch damit glaubte er seiner Pflicht noch keine völlige Gnüge gethan zu haben. Es schien ihm zu wenig zu seyn, wenn er seine Leser und Zuhörer nur davon allein überführte, daß in allen schönen Künsten nichts, als die Nachahmung zum Grunde liege. Dieses hatte er schon in der ersten Auflage seiner kritischen Dichtkunst, die 1730 im Drucke erschienen, aus dem Aristotel gelehret, und eingeschärft; auch seit der Zeit bey aller Gelegenheit, auf vielerley Art behauptet, und verfochten. Er wollte diesen Tractat auch dadurch nutzbarer machen, daß bey den vornehmsten Hauptstücken von allerley Arten der Gedichte, imgleichen bey der Abhandlung von der Musik, und Malerkunst, eine mehrere Anleitung anzutreffen wäre, wodurch Anfänger auf die rechte Bahn geleitet werden können.

Daher finden wir nun bey dem Hauptstücke von der Epopöe, darinn heute zu Tage so viele Straucheln, ein Paar Zusätze, aus dem Strada, von den verschiedenen Charaktern der lateinischen Heldendichter; und aus Addison's Aufseher, ein satirisches Recept zum Heldengedichte: welches iso sehr brauchbar ist, die vielen Misgeburten zu beleuchten, die seit einiger Zeit von den Alpen herab schneyen. Bey dem Hauptstücke von Trauerspielen und Lustspielen sind des

des berühmten Fenelons Gedanken von diesen beyden Gedichten eingeschaltet, welche sehr geschickt sind junge Anfänger vor Abwegen zu warnen. Beyden Hirtengedichten liest man abermal Addison's Gedanken davon, in eine Schäfersabel gekleidet, aus des Aufsehers I. Bande. In dem Hauptstück von der äsopischen Fabel, findet man aus des Herrn Reg. Nath's Lichtwehr Fabeln, ein schönes Exempel zergliedert, u. s. w.

In dem II. Abschnitte von der Malerkunst, den der Herr Batteur sehr trocken abgefertiget, hat der Hr. Pr. G. eine Nachricht von den berühmtesten deutschen Künstlern im Malen und Kupferstechen eingeschaltet. Diese hebt aus dem XIII. Jahrh. an, und geht bis auf ihige Zeiten. Er zeigt darinn, daß die Deutschen die Oelfarben, das Holzschneiden, das Kupferstechen, und die schwarze Kunst erfunden; und giebt kurze Leben von mehr als sechzig großen Meistern, die Deutschland hervor gebracht hat: wie wohl diese Zahl gar leicht bis auf hundert erhöht werden könnte.

Bey dem kurzen Hauptstücke, von der Tonkunst überhaupt, endlich, hat der Herr Prof. eine kurze Geschichte von Erfindung und Verbesserung der Musik, mit Erwähnung der berühmtesten deutschen Meister beygefüget. Kurz, man wird unzählliches hier antreffen, das im Herrn Batteur gar nicht, oder doch nicht so richtig und vollständig anzutreffen ist, und doch zu der Hauptabsicht, von Läuterung des Geschmackes in den freyen Künsten, überaus dienlich seyn kann.



IX.

Homers Ilias, in deutsche Verse
 übersezt. IV. und V. Buch. Altona,
 in der Kortenschen Buchhandlung
 1754. in 8.

Herr Blohm, der durch das Exempel, des
 Herrn Kanzleyraths Gries, aufgemuntert
 worden, die Ilias ins Deutsche zu bringen,
 hat uns schon vor ein paar Jahren die ersten drey
 Bücher davon geliefert. Daß sie nicht übel aufge-
 nommen worden seyn müssen, sehen wir aus der
 übrigen Fortsetzung: ungeachtet es schwer war, bey
 einem solchen Mitbuhler, als Herr Gries war,
 sich Leser zu verschaffen. Unsers Erachtens ist frey-
 lich dieser letzte ein glücklicher und starker Dichter,
 dessen Fortsetzung in der angefangenen Arbeit wir
 vorzüglich gewünschet haben würden. Allein da
 wir vernehmen, daß seine vielen Beschäftigungen
 in Amtssachen, es nicht erlauben, sich weiter auf diese
 Arbeit einzulassen: so müssen wir froh seyn, daß sich
 ein andrer Dichter findet, der Deutschland diesen
 Dienst leisten will.

Vor jedem Buche steht ein kurzer Inhalt dessel-
 ben. Das V. B. beschreibt die Thaten des Dio-
 medes, der von der Minerva geschüzet wird, und
 sich nach vielen andern Proben der Tapferkeit auch
 an die Göttinn Venus waget. Wir wollen den
 Anfang desselben zur Probe hören:

Dies

Dies war der große Tag, den Pallas würdig fand,
 Den Muth des Diomedes, die Thaten seiner Hand
 Die Lorbern seiner Stirn, durch Volk und Welt und
 Zeiten,

Vom Nachruhm unterstüzt, erhaben zu verbreiten.

Sie stärkt ihm Herz und Faust: auf seinen Schul-
 tern glüht

Ein flammenreicher Schild, und Helm und Panzer
 sprüht

Die Funken um ihn her. Mit solchen Stralen spielet,

Der heiße Sirius, wenn ihn die Fluth gekühlet.

So glänzt der ganze Held! Umringt von diesem
 Schein,

Wirft er an Pallas Hand sich in den Feind hinein.

Die Verse klingen gut, und machen dem Vater
 der griechischen Dichtkunst keine Schande. Nach-
 dem Diomed schon Wunder der Stärke und des
 Helbenmuths abgelegt, wird er verwundet. Er
 läßt sich ein wenig verbinden; als Aeneas und Pan-
 darus mit ihrem Wagen auf ihn gesprengt kömen.
 Man rath ihm, sich hinter die Glieder des streiten-
 den Heeres, als ein Verwundeter, in Sicherheit zu
 stellen. Allein umsonst. Er fliegt ihnen entgegen.
 Er schießt seinen Speiß ab, und Minerva lenkt ihm
 denselben in des Pandarus Gesicht. Um Homers
 Genauigkeit in Beschreibungen kennen zu lernen,
 wollen wir etliche Verse mittheilen:

Er schweigt, sein Speiß entfliegt der aufgebrachten
 Hand,

Erreicht den Pandarus, und schlägt ohn Widerstand,

Weil ihn Minerva lenkt, die sich dem Feind entzogen,
 Ins obre Nasenbein, das an die beyden Bogen,
 Den Schutz der Augen, gränzt; dringt in den fre-
 chen Mund,
 Zerschmettert seine Zähne, und reißt ihm in den Schlund,
 Der Zunge Bänder ab: worauf er bey dem Kinne
 Durch seine Gurgel bricht. Er taumelt: seine Sinne
 Verlieren das Gefühl. Sein blitzendes Gewehr,
 Verbreitet, als er stürzt, durch Lager, Flott und
 Heer,
 Ein donnerndes Getöse, und die erschrocknen Pferde
 Gehn wild und schraubend durch. Indessen leckt
 die Erde,
 Da Pandarus den Geist verzweifelnd von sich haucht,
 Das aufgefangne Blut, das aus der Wunde
 schmaucht.

Hier sieht man zugleich die Geschicklichkeit des Hn.
 Uebersetzers, dasjenige, was der alte Dichter ge-
 schrieben, im Deutschen stark und edel zu geben.
 Aeneas springt vom Streitwagen, und eilt als ein
 Ieu, auf den Diomed, ihm mit der gesenkten Lanze
 eins zu versetzen. Allein dieser erwischt einen Stein
 von ungeheurer Schwere, und wirft ihn dem Geg-
 ner an die Hüfte:

Zerquetscht das dicke Fleisch, und lähmt das Ner-
 venpaar,
 So das Gelenk bewegt. Die tödtlichste Gefahr
 Bedroht Anchisens Sohn: er taumelt, sinkt und
 schließet
 Sein Aug, und stemt die Faust, da er zu Boden schießet,
 Schwach

Schwach nach dem Erdreich an. Das Schrecken
macht ihn stumm,
Und Nacht und Schwindel schwärmt um seine
Schlaf herum.

Er wäre nicht entkommen, setzt der Dichter hinzu;
wäre Venus, seine Mutter, nicht hinzugeeilet. Sie
nahm ihn mit mütterlicher Huld in ihren Arm, be-
deckt ihn vor den Pfeilen durch ihr Gewand, und
entfernt ihn vom Schlachtfelde. Bald darauf ja-
get Diomedes ihrem Wagen nach.

Sein Speiß geht vor ihm her, ihn stärket die Gefahr,
Er trotzt der Göttinn selbst, und trotzt ihr offenbar.
Er kennt ihr weiches Herz, er kennet ihre Kriege:
Sie liebt den Sieg im Scherz, und keine wilden
Siege.

Ihr Reiz verräth sie ihm, und er ermuntert sich:
Denn Helden seiner Art ist sie nicht fürchterlich.
Sie kann, dieß sagt ihr Blick, kein feiges Volk be-
schirmen,

Nicht wie Minerva stehn, nicht wie Bellona stürmen.
Iydeens großer Sohn, den Venus durch die Flucht,
Zu seinem Untergang, ins Heer zu locken sucht,
Dringt dennoch in den Feind, und schleudert ihr ver-
wägen,

Und mitten in den Feind, den frechen Speiß entgegen.
Der unbarmherzige Stahl zerreißet ihr Gewand,
Das Werk der Gratien, und rißt die Schwanen-
hand.

Man sah, allein kein Blut, wie Sterbliche vergießen,
Kein solches grobes Blut, sah man herunter fließen,

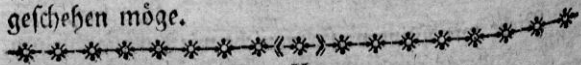
Ein Blut, fein wie der Thau, der um den Rosen-
strauch,

Beruch und Wollust sät, leicht wie Aurorens Hauch.
Denn weil die Götter sich mit Ceres groben Aehren
Und Bacchus scharfem Saft nich., wie die Menschen
nähren,

So fliegt ein ewger Lenz, der Jugend unberaubt,
Mit immer neuem Reiz um ihr unsterblich Haupt.

Dieß mag genug zur Probe seyn, wie stark unser
Dichter ist. Uns scheint Homer unter seiner Hand
in demjenigen, was überhaupt ein Gedicht zieret,
wenig oder nichts zu verlieren: so weit als die Na-
tur der Uebersetzungen, und der Sprachen Unter-
schied solches verstaten.

Künftig wird der Herr Blohm und sein Verleger
nicht mehr einzelne Bücher, sondern auf einmal
die XII. ersten Bücher, als den I. Theil der Ilias
liefern, dem zu seiner Zeit auch die andern XII. Bü-
cher folgen werden. Wir wünschen, daß es bald
geschehen möge.



X.

Joh. Erhard Rappens, Prof. zu Leip-
zig, freudiges Andenken des, den 25 Sept.
1655. im Churfürstenthume Sachsen, und ander-
wärts gefeyerten, ersten Religionsfriedens-Jubel-
festes 2c. Leipzig bey Gleditschens Erben 1754.
in 8. 252 S. ohne die Vorrede.

Der im 1555ten Jahre, Kaiser Karlen dem V.
und Könige Ferdinanden seinem Bruder
und römischen Könige, vom Churfürsten
Moritz

Moris zu Sachsen und seinen evangel. Bundesge-
 nossen, recht abgenöthigte Religionsfrieden, ist ein
 sehr theures Kleinod des sämtlichen deutschen Va-
 terlandes. Auf ihn nämlich beruhet seitdem, die
 gemeinschaftliche Gewissensfreyheit und Sicherheit
 aller Stände des Reiches, bey einer jeden Religion;
 ohne von der Gegenpartey einen ungerechten Zwang
 oder eine Verfolgung besorgen zu dürfen. War nun
 gleich in dem traurigen 30jährigen Kriege, dieser
 so theuer erworbene Frieden, eine Zeitlang verleset
 und zu großem Blutvergießen und Verderben des
 Vaterlandes, aus den Augen gesetzt worden: so
 hat doch der erfolgte heilsame westphälische Frieden,
 demselben, und dadurch der gemeinschaftlichen Ru-
 he von Deutschland, alle seine Kraft wiedergegeben,
 ja ihn noch mehr befestiget. Kann man also wohl
 einer so ersprißlichen Sache mit kaltem Blute ent-
 gegen sehen? wann man sich erinnert, oder erinnert
 wird, daß in nächstem Jahre abermal hundert
 Jahre verflossen seyn werden; seit dem die göttliche
 Güte Deutschland durch eine so heilsame Wohlthat
 erfreuet hat: der wir noch iso, auf dem ganzen
 deutschen Boden, Gut und Blut, Leben und Sicher-
 heit, zu danken haben; wir mögen nun evangelisch
 oder katholisch seyn.

Die Einsicht dieser wichtigen Wahrheit, hat un-
 sers, um die Reformationsgeschichte längst besonders
 verdienten Herrn Prof. Kapps Magnificenz bewo-
 gen, das Andenken dieser Sache, bey allen redlich-
 gesinnten Patrioten zu erneuern. Er hat zu dem
 Ende alle Nachrichten gesammelt, die von dem, des-
 wegen vor 100 Jahren gefeyerten Jubelfeste, zu fin-

den gewesen. Nach einer gelehrten Vorrede, von der unverleghlichen Gültigkeit dieses Religionsfriedens, der auch durch die neueste kaiserl. Wahlcapitulation Seiner igt preiswürdigst reg. kaiserl. Majestät bestätigt, und durch das Gutachten katholischer Publicisten noch neuerlich bekräftiget worden, muntert er alle Evangelischen auf, dem Beyspiele ihrer Vorfahren vor 100 Jahren, rühmlich zu folgen.

Zu dem Ende theilet er ihnen mit 1) Joh. Georgs des I. Churf. zu Sachsen, deswegen ins Land ergangene Instruction, Formulare und Gebethe. 2) Der Univers. Leipzig und Wittenberg Einladungsschriften, Reden und Gedichte. 3) M. Funks Jubelrede. 4) David Schirmers Jubelode. 5) des Eisleb. Consistorii Programma, und des hamburg. Magistrats Mandat. 6) Auszüge von damals gehaltenen Jubelpredigten und Disputationen. 7) Nachrichten von Medaillen; und endlich getreuliche Abdrücke von dem passauischen Vertrage, und dem Religionsfrieden selbst, mit der Unterschrift aller hohen Theilhaber.

Es ist kein Zweifel, daß der Herr Prof. durch diese nützliche Sammlung in manchen nachlässigen Gemüthern, die schuldigen Regungen gegen die göttliche Vorsehung erwecken; und manches Herz ermuntern wird, seiner Schuldigkeit besser, als sonst vielleicht geschehen wäre, nachzukommen.

* * * * *

XI.

De Hadvige Suevorum Duce, Vicaria Imperii, Commentatio &c. auctore Jo. Gottlob Boehmio P. P. E. & Coll. maj. Princ. Socio Lips. ex offic. Gleditschii 1754.

Es klingt sehr fremde in den Ohren eines heutigen Publicisten, von einer Reichsverweserin in Deutschland etwas zu hören. Um desto merkwürdiger muß einem jeden die gegenwärtige gelehrte Schrift unsers Herrn Prof. Böhms vorkommen, darinn er solches von der schwäbischen Herzoginn Hedwig beweisen wollen. Sie hat im Xten Jahrh. gelebet und regieret: und wir wollen eine kurze Nachricht von ihr geben.

Sie ist eine Tochter Heinrichs des I. Herzogs von Bayern gewesen, der sich durch seine Streitigkeiten mit Kaiser Otten dem Großen, seinem Bruder, den Namen des Zänfischen erworben. Ihr Großvater war also Heinrich der Vogler, der zuerst das Hest des deutschen Reiches in die Hände der Sachsen gebracht. Ihre Mutter hieß Judith, aus Bayerischem Stamme; die von der gel. Rhoswitha damals sehr gelobet worden. Ihr Geburtsjahr ist von den Geschichtschreibern übergangen worden. Einige nennen sie Hadawiga, andre Hedowigis; der Herr Verf. aber nennet sie Hadwig; obgleich Aventin sie Luitgard geheißet.

Kaum hatte sie die Kinderschuhe vertreten, als sie vom Erbprinzen des constantinopolitanischen Kaiserthums, Constantin, zur Braut begehret ward. Sie ward ihm versprochen: und sogleich sandte man Lehrer, die sie in der griechischen Sprache unterrichten, und ihr ausländische Sitten beybringen sollten. Ob sie nun gleich hier die erste Liebe zu den Wissenschaften bekam, so hatte sie doch einen Abscheu, vor dieser Heirath. Als man sie abmalen wollte, um
ihr

ihr Bild dem Liebsten zu schicken: blieb sie nicht nur ungeschmückt, sondern verzerrte auch das Gesicht aufs wunderbarlichste; so daß der Maler nichts machen konnte, so schön sie auch war. Diese Vermählung gieng also zurück; und sie verlohr dabei nichts, als einen unartigen Gemahl.

Hierauf sieng sie an Latein zu lernen, und fleißig zu studiren. Als sie mehr heran wuchs, begehrte sie Burchard der II. Herzog in Schwaben, zur zweiten Gemahlinn. Sie nahm ihn, vermuthlich um 972. Allein der Brätigam war so alt, daß sie, ungeachtet er das Beylager mit ihr hielt, unberührt blieb; und als er kurz darauf starb, sein Herzogthum von ihm erbete. Ihre Regierung machte bald kund, wie groß die Fähigkeit ihres Geistes wäre. Sie beherrschte ganz Schwaben, und nannte sich in Ansehung dessen, Vicariam Imperii: woben der Herr Prof. zeigt, daß solches um diese Zeit nicht ungewöhnlich gewesen.

Sie herrschete zu Hohentwiel, einem Bergschlosse in Schwaben, und zwar so strenge, als schön sie war: so daß sie rings umher schrecklich ward. Sie war sehr gerecht, und schonte auch der Bischöfe und Aebte zu Costniz und St. Gallen nicht. Nur in schweren Sachen brachte sie die Geschäfte an den Kaiser: und dieser schreibt selbst beym Eckhard daß sie in seinem Namen (pro nobis) regiere. Sie selbst aber schreibt daselbst c. 10 p. 47. *miror etiam, me, VICARIA IMPERII, tam prope assidente, duo mei ducatus monasteria, me quidem sprete, tanta miscuisse infortunia.*

Dieses

Dieses kann genug zu einem Vorschmacke, aus dieser gelehrten Abhandlung seyn; die so bündig in ihrem Vortrage, als schön in der Schreibart ist: daß sie von allen, die auch in den Geschichten die Anmuth der schönen Künste lieben, gelesen zu werden verdienet.

* * * * *
XII.
* * * * *

Unparteyische Anmerkungen über die vernünftigen Gedanken des Herrn Secretair Reinharbs, von der Unendlichkeit der Welt, zum Drucke übergeben von einem Liebhaber der Wahrheit. Leipzig bey Jakobäern in 8.

6 und $\frac{1}{2}$ B.

Da seit einiger Zeit, wiederum neue Gegner der leibniz-wolfschen Philosophie aufgestanden sind: so ist es wohl kein Wunder, daß sich auch neue Verfechter derselben finden. Insgemein sind die ersten solche Gelehrte, die entweder aus politischen Absichten, sich auf einem entgegengesetzten Pfade empor zu schwingen, Widersacher derselben abgeben, und sich recht zwingen, etwas darwider aufzubringen; oder es sind solche, die ein ungünstiges Schicksal in die Schule der ersten geführt hat, wo sie, durch ihr tägliches Geschrey betäubet, endlich das zu sehen anfangen, was sie doch nicht begreifen; oder doch endlich solche, die das, was vor jenen 20, ja 30 Jahren, über diese Materien schon gestritten, ja hundertmal ins Licht gesetzt worden, nicht gelesen haben, und sich Wunder einbilden, was sie der Welt für ein Licht anzünden,

zünden, wenn sie ihr ein nasses Stroh vorwerfen, welches weder Licht noch Flamme fasset, sondern nichts als Dampf zuwege bringet.

Zu welcher von diesen Classen derjenige Gegner gehöre, wider den der ungenannte Verfasser dieser Gespräche zu Felde zieht, das lassen wir die Leser beurtheilen. Wir melden nur soviel kürzlich, daßer allen Liebhabern der leibnizisch = wolffischen Philosophie durchgehends Schuld giebt: als ob sie die Ewigkeit und Unendlichkeit der Welt glaubten. Keine Beschuldigung ist ungegründeter, als diese. Weder Leibniz noch Wolf haben solches gelehret, ja gar das Gegentheil behauptet. Und von ihren Nachfolgern und Anhängern selbst, wird man sehr wenige namhaft machen können, die solches im Ernste behauptet haben sollten.

Dieser Gegner indessen widerleget nicht nur diesen Punct der Beschuldigungen, sondern viele andre Materien: z. E. von der absoluten Zeit, von dem absoluten Raume, von der Freyheit des Willens, von der Nothwendigkeit, u. d. m. Er geht überall scharfsinnig und gründlich zu Werke; und läßt seinem Widersacher keinen Schlupfwinkel übrig.

Die Forme eines Gespräches ist sehr bequem, solche Streitigkeiten angenehmer zu machen; als sie sonst seyn würden. Sie ist auch hier wohl beobachtet, und die Wahrscheinlichkeit der Unterredungen nicht verleset. Wer ein Freund von metaphysischen Wahrheiten ist, wird sie gern lesen: und mancher, der iso Herrn Reinhard's Meynungen beypflichtet, wird ein unverhofftes Licht darinn finden können.

XIII.

Nachricht von einer neuen Ausgabe der Puffendorfschen allgemeinen Weltgeschichte, die man zu Paris veranstaltet, und darauf man Vorschuß annimmt.

Was für Ehre man in Frankreich, auch unsern deutschen Schriftstellern zuweilen anthut, hat man zwar schon am Grotius und seinem Werke vom Rechte des Krieges und Friedens verschiedene male gesehen. Man wird es aber iso auch an der Universalhistorie des Barons von Puffendorf gewahr werden. Man veranstaltet nämlich eine neue Ausgabe derselben, in VI. Quartbänden, darinn außer dem Puffendorfschen Texte, auch die Fortsetzung des Martiniere, und vieler andern Gelehrten, bis aufs 1750ste Jahr enthalten seyn wird. Der Titel davon wird heißen.

Introduction à l'Histoire moderne generale & politique de l'Univers, ou l'on voit l'Origine, les Revolutions, & la situation presente des differens Etats de l'Europe, de l'Asie, de l'Afrique, & de l'Amerique, commencée par le *Baron de Puffendorf*, augmentée par M. Bruzen de la Martiniere. Nouvelle Edition, revue, considerablement augmentée, corrigée sur les meilleurs Auteurs, sur des Memoires particuliers de plusieurs Savans, & continuée jusqu'en 1750. Par M. de Grace. a Paris, chez Merigot &c. 1753 in 4.

Diese

Diese Ausgabe nun wird mit schönen Kupfertiteln, Leisten, Schlußstöcken und verzierten Buchstaben, von der Hand der größten Meister gezieret seyn; und mit ganz neuer Schrift gedrucket worden. Das Papier wird zwar durchgehends sehr fein seyn: doch um den Geschmack der Liebhaber zu vergnügen, wird man 150 Abdrücke auf groß Papier, und 50 auf das allerfeinste holländische Papier machen lassen.

Wer nun darauf Vorschuß hat thun wollen, der hat ihn bey dem Empfange des I. Bandes den 20 August 1753 schon zahlen müssen: und die andern Bände haben von 6 zu 6 Monathen folgen sollen; so daß igo schon das halbe Werk fertig seyn muß. Fürs ordentliche Papier bezahlt man 72 Livres, d. i. etwa 18 bis 19 Thaler deutsches Geldes. Wer nicht vorausbezahlet hat, giebt 96 Liv. d. i. 26 bis 27 Thl. Auf großem Papiere kostet es 108 Liv. Vorschuß, oder hernach 144 Liv. Das größte Papier kostet 180 Liv. voraus; oder hernach 240 Livres. Sollte aber die Materie noch höher als auf VI. Bände anwachsen, so wird auch der Preis alsdann nach Gebühr zu erhöhen seyn.

Hier ist nun ein neues Feld, für die allgemeine Uebersetzungsmanufactur großer Werke in der Nachbarschaft.

Doch wie wäre es? Wenn ein deutscher Verleger auch einmal eine saubere Ausgabe des Puffendorfschen Werkes, nach einiger Verbesserung seiner damals sorglosen und unrichtigen Schreibart, unternehmen wollte: würde der nicht guten Vortheil hoffen können? Müssen denn nur Ausländer unsre guten Bücher puzen und anaenehm machen?



REGIO ...

... ..

... ..